

UNGARN

JAHRGANG 1943

AUGUSTHEFT

STEFAN SZABÓ:

**DAS UNGARTUM DES TIEFLANDES
IM 18. JAHRHUNDERT**

JOSEF WILLER:

**DER NATIONALE GEDANKE
UND DIE UNGARISCHE SCHULE**

LADISLAUS von RUTTKAY:

**EIN UNZEITGEMÄSSER POLITIKER:
IWAN von SIMONYI**

FRANZ BRODSZKY:

**DIE MUSIKGESELLSCHAFT
IM KOMITAT VESZPRÉM (1823—1832)**

KURZGESCHICHTE VON A. MÁRAI

ROMAN VON K. MIKSZÁTH

GEDICHT VON L. ÁPRILY

BÜCHERSCHAU

VERLAG DANUBIA

BUDAPEST * LEIPZIG * MILANO

UNGARN

MONATSCHRIFT

FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Hauptschriftleiter : Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY*

Schriftleitung und Verwaltung : Budapest, V., Arany János-utca 1. Fernruf : 122-261

Mitteilungen und Beiträge sind an die Schriftleitung zu richten

Sprechstunden : Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Preis des Jahrganges : P 16. Einzelheft : P 1.50

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postcheckkonto Nr. 5025

Verlag : DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung : F. VOLCKMAR, Leipzig, Hospitalstraße 10.

Die Zeitschrift kann in Deutschland, Belgien, Dänemark, Finnland,
Holland, Italien, Rumänien, Schweiz und Vatikanstadt in jedem
Postamt bestellt, bezahlt und durch jedes Postamt direkt
bezogen werden

Die Zahlung des Abonnements kann auch durch die Dresdner Bank,
Berlin, Ausl. Ink. Konto Nr. 784-212/67. erfolgen.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT :

ANDREAS von TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.,
kön. ung. Geheimer Rat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses

MITPRÄSIDENTEN :

KOLOMAN von SZILY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär a. D.,

STEFAN von FAY, kön. ung. Geheimer Rat, Staatssekretär,

BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimer Rat, Obergespan a. D.,

ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär a. D.,

JOSEF STOLPA, Staatssekretär,

GYULA von DARANYI, Universitätsprofessor.

GENERALSEKRETÄR :

Prof. Dr. *ALEXANDER von KIBÉDI VARGA*, kön. ung. Oberregierungsrat

RECHTSANWALT :

LUDWIG von HUSZOVSKY, Reichstagsabgeordneter

KLUBDIREKTOR :

KOLOMAN von KONKOLY THEGE, Reichstagsabgeordneter

SCHATZMEISTER :

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag

DAS UNGARTUM DES TIEFLANDES IM 18. JAHRHUNDERT

VON STEFAN SZABÓ

In der Zeit zwischen der Niederlage bei Mohács im Jahre 1526 und dem Friedensschluß von Szatmár im Jahre 1711 erlitt das Ungartum außerordentlich große Blutverluste. Während sich andere europäische Völker in diesen zwei Jahrhunderten in bedeutendem Maße — oft auch auf ein Vielfaches ihrer ursprünglichen Bevölkerungszahl — vermehrten, schrumpfte die Zahl der Ungarn zur selben Zeit fast auf die Hälfte zusammen. Die Hauptursache dieses Verfalls war der gewaltige ungarisch-osmanische Kampf, den das Ungartum der durch sein Land gegen Europa ziehenden, welterobernden osmanischen Macht gegenüber auf sich nahm. Das Land wurde zum Kriegsschauplatz und die verheerenden Folgen der Feldzüge und ununterbrochenen Kämpfe wurden durch die rücksichtslose Kampfarmt, durch die Sklaven verschleppende Gesellschaftsordnung der Osmanen und die Grausamkeit der zum Schutz des Landes herbeigerufenen fremden Söldner noch verschlimmert. Zu all dem kamen innere Kämpfe, als deren Folge das bereits geschwächte Land Epidemien und Hungersnot verheerten.

Der Schauplatz des Verfalls war vor allem das Tiefland, das zu Beginn des 16. Jahrhunderts — abgesehen von der gemischten Bevölkerung einiger Städte (Buda, Pest, Székesfehérvár) und den im 15. Jahrhundert hier entstandenen serbischen Streusiedlungen — ausschließlich von Ungarn bewohnt war. Dieses ureigenste Siedlungsgebiet des ungarischen Volkes geriet größtenteils unter die Herrschaft der Osmanen, nachdem es bereits die Leiden der osmanischen Nachbarschaft und der Aufmärsche der osmanischen Truppen durchmachen mußte. Ein beträchtlicher Teil des hier lebenden Volkes fiel dem Schwert der Osmanen zum Opfer, ein anderer geriet auf die Sklavenmärkte, viele zogen in die nördlichen Berge des Landes und nur ein kleiner Teil der Bevölkerung blieb im Tiefland, vor allem in dessen aufblühenden Marktflecken und Riesendörfern. Auf diese Weise zeigen sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts zwischen der Bevölkerung des aus osmanischer Herrschaft befreiten Tieflandes und der übrigen Landesteile bedeutende Unterschiede. Bei den 1715—20 im Lande durchgeführten Steuerkonskriptionen fielen z. B. in dem im Westen gelegenen Komitat Sopron 4, in dem im nördlichen Oberungarn gelegenen bergigen Komitat Turóc 2 steuerzahlende Familien auf je ein km², während in dem von den Osmanen besetzten Komitat Baranya auf einem km² nur eine steuerzahlende Familie lebte und in dem in der Mitte des Tieflandes gelegenen Komitat Békés auf drei km² keine einzige steuerzahlende Familie fiel. Noch ungünstiger gestaltete sich das Verhältnis in den südlich vom Komitat Békés gelegenen Landesteilen, so daß die Zahl der steuerzahlen-

den Familien in den südlichen und einzelnen westlichen oder nördlichen Teilen des Landes zuweilen eine zwanzigfache Abweichung zeigte. Diese kam auch in den von den Komitaten bezahlten Steuern klar zum Ausdruck : im Jahre 1704 betrug die Steuern des Komitates Vas 117.000, die des Komitates Békés dagegen 2.377 Gulden.

Nach der Wiederherstellung der Ordnung im Lande konnte natürlich diese große Ungleichheit in der Verteilung der Bevölkerung nicht lange bestehen bleiben. Auf natürlichem Wege, der einen Ausgleich anstrebte, mußte die Bevölkerung der dicht bewohnten Landschaften in die kaum bevölkerten oder öden Landesteile ziehen, umso mehr, als das dichtbevölkerte Gebiet eben die Berglandschaften waren, jener Teil des Landes, der für die Landwirtschaft, die Hauptbeschäftigung des Volkes, weniger geeignet war. Die spärlich bewohnten oder fast völlig unbewohnten Landesteile dagegen waren das fruchtbare Tiefland oder die Hügellandschaften jenseits der Donau, wo der kräftige Boden seit der Osmanenherrschaft vielerorts herrenlos und vernachlässigt darauf wartete, wieder bearbeitet zu werden.

Gleich nach der Befreiung des Gebietes begann die Wanderung der Bergbewohner nach dem Tiefland ; doch nahm sie erst in bedeutenderem Maße zu, als nach den verheerenden Streifzügen, den für das Volk so bedrückenden Überwinterungen der Befreiungstruppen und nach den Kuruzenaufständen der Jahre 1703—11 endlich ruhigere Jahrzehnte kamen. Nun erst strömten große Volksmassen dem Tiefland zu ; der erste Abschnitt dieser Bewegung endete bereits im Jahre 1730. Der Volksüberschuß in den Bergen wurde bald entlassen, doch war damit der Vorgang noch keineswegs endgültig abgeschlossen.

Natürlich mußte sich der Ausgleich der Bevölkerungsdichte bei der herrschenden ständischen Gesellschaftsordnung dieser anpassen und daher bei den mancherlei Hindernissen und den geschlossenen Gesellschaftskreisen jene Lücken und leichter durchdringlichen Punkte suchen, durch die er — gleich dem aus der Tiefe des Bodens aufbrechenden Quellenwasser — an das Tageslicht treten konnte. Ungehindert konnte der bevorrechtete Adel in das Tiefland wandern. Von hier wurden aber unter der Osmanenherrschaft manche Adelige vertrieben ; als nun der alte Boden, dessen enge Verbundenheit mit den Familien in der Erinnerung der Nachkommen vielleicht schon verblaßt war, wieder frei wurde, zogen sie in das Tiefland zurück. Angehörige des Landadels zogen aus Nógrád ins Komitat Pest, aus dem Komitat Pozsony ließen sie sich jenseits der Donau nieder, andere zogen nach verschiedenen Landschaften bis zum Komitat Bács. Aus unbemittelten Kurialgemeinden und anderen Wohnorten des Landadels machten sich viele auf, um ein neues Heim zu suchen und nahmen den Adelsbrief ihres Komitats mit, um ihren Stand auch in der neuen Heimat zu bewahren. Freilich gab es unter den verarmten Adelligen auch solche, die ihren Adel für den reich lohnenden Frondienst eintauschten und solche, die in die südlichen Nachbargebiete zogen, da sie nach den Würden der ohne Adelige zusammentretenden neuen Komitate des Tieflandes strebten. Ein kennzeichnendes Beispiel dafür, aus wieviel verschiedenen Landschaften die Angehörigen des neuen Adels in einzelnen Komitate des Tieflandes gewandert waren, bietet das eben damals auf-

blühende Komitat Csongrád, wo im Jahre 1732 von den dreizehn dort lebenden Adelsfamilien je zwei aus den Komitaten Nyitra, Trencsén, Komárom, Bars und je eine Familie aus den Komitaten Szatmár, Túróc, Békés, Heves und Sopron stammten. Unter so wenig Adelsfamilien war somit das westliche Grenzgebiet des Landes ebenso vertreten, wie die östlichen und nördlichen Landschaften; natürlich war in einem größeren Kreis die Mannigfaltigkeit noch größer, ihre Zusammensetzung noch bunter.

Die dreizehn Adelsfamilien aus Csongrád bezeugen aber auch, daß der Adel, vor allem in den südlichen Donau- und Maroslandschaften an der großen Volksbewegung nicht in besonderem Maße teilnahm. An der nach dem Wiederaufbau des Komitates Csanád am 1. Dezember 1730 gehaltenen »generalis congregatio« bestand der anwesende Adel bloß aus fünf Personen, so daß, — um diese Zahl zu erhöhen — lange Zeit noch ausnahmsweise auch nichtadelige Kammerkommissare, Gespane, Gemeindeführer und Geschworene zu den Sitzungen eingeladen wurden. In diesen Landesteilen nahm die Zahl der Adelligen auch später mehr durch die auf Grund ihres Vermögens oder ihres Amtes neuerdings in den Adelstand erhobenen Familien, als durch die aus den oberen, teilweise stark überfüllten Landschaften hergewanderten Adelligen zu.

In der Volksmasse, die aus den von den Osmanen verschonten Teilen des Landes in die von diesen verheerten Landschaften zog, war auch der Anteil der anderen freizügigen Schicht der ständischen Gesellschaftsordnung, des städtischen Bürgertums, nicht besonders bedeutend. Die westlichen und nördlichen Städte bildeten gesellschaftlich geschlossene Gemeinschaften; ihre Stärke lag gerade in ihrer Einheit und Geschlossenheit, doch verfielen sie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, da sie durch innere Kämpfe geschwächt wurden und ihre wirtschaftliche Bedeutung einbüßten. Wohl kam es vor, daß in den aufblühenden Städten des Südens — in Temesvár, Szeged, Székesfehérvár u. a. m. — zuweilen auch ein aus Oberungarn, aus dem Westen des Landes oder aus Siebenbürgen stammender Bürger Wurzel faßte, doch verschwanden diese völlig in der vor allem aus dem Auslande und den benachbarten Dörfern eingewanderten, rasch zunehmenden Masse der Bevölkerung.

Die aus verschiedenen Landesteilen in die von der Osmanenherrschaft befreiten Landschaften ziehenden Volksmassen bestanden somit fast ausschließlich aus Bauern. In den oberen und den westlichen Teilen des Landes lebte das Bauerntum im 16. und 17. Jahrhundert in immer bedrückenderer Armut. Die stets zunehmende Verbreitung der Gehöftebewirtschaftung des Grundherren, der unter der Komitatsverwaltung immer strenger werdende Frondienst und die stets fortschreitende Zerstückelung des Lehenbodens steigerten diese beträchtlich und ließen die Bauern zu Kleinhäuslern werden. Als sie nun im 18. Jahrhundert reicher Boden, materielle Begünstigungen und mehrjährige Steuerfreiheit in die weiten, unbevölkerten Gebiete lockten, war es leicht zu verstehen, daß eine Art Völkerwanderung einsetzte.

Indessen stand der Freizügigkeit der Hörigen bei der herrschenden ständischen Gesellschaftsordnung ein gewaltiges Hindernis im Wege: ihr Verhältnis zum Grundherren. Während die Aussichten auf Wohlstand die Hörigen nach dem Süden lockten, hielt sie das auch auf Macht gestützte

Recht des Grundherren an ihren früheren Wohnorten zurück. Sie verfügten nicht über ihr eigenes Schicksal, da sie seit dem gescheiterten Bauernaufstand im Jahre 1514 keine Freizügigkeit mehr besaßen und der Grundherr sich auch auf das Machtwort der Komitate stützen konnte. Die nach Komitaten verteilten öffentlichen Abgaben bedeuteten für die einzelnen Hörigen des Komitates eine umso größere Last, je kleiner die Zahl deren wurde, die die bestimmte Summe zu entrichten hatten. Besonders für Grundbesitzer mit ein-zwei Hörigen bedeutete das Fortziehen dieser einen empfindlichen Schlag und je rascher dies vor sich ging, umso mehr erstarkte auch der von dem begüterten Adel dagegen geführte Kampf. Mit der Begründung, daß »viele Hörige ohne Wissen ihres Grundherren und gegen dessen Willen in andere Komitate flohen und auch jetzt noch fliehen«, bestimmte daher der G. A. 101 aus dem Jahre 1715, daß die Hörigen ohne die Genehmigung des Grundherren in fremde Komitate nicht zugelassen werden und daß das Militär über die Einhaltung dieses Verbotes zu wachen habe. Im Jahre 1723 verboten die Stände auch das Fortziehen der taxenzahlenden und halbfreien Fronbauern. Noch mehr verschärfte die im Jahre 1724 errichtete Statthalterei die Maßnahmen zur Verhinderung des Fortziehens von Hörigen und bestimmte, daß die den neuen Ansiedlern zukommende Steuerbegünstigung nur jenen heimischen Hörigen gewährt werden darf, die dieser bereits an ihrem früheren Wohnort teilhaftig waren.

Indessen gelang es die Wanderung der Bauern trotz aller Anstrengungen nicht zu verhindern. Erhielt der Bauer keine Genehmigung, so entflohr er eben, wie er dies auch bis dahin tat, und neben den Taxenzahlenden, Halbfreien und Kleinpächtern, die das Recht der Freizügigkeit besaßen, machten sich nun auch »an den Boden gebundene« Hörige massenhaft auf den Weg. In den Jahren zwischen 1710 und 1720 wurde die gewaltig zunehmende Bauernwanderung zu einem schwierigen und brennenden Problem des Landes. Diese Wanderung ruhte auch in der Vergangenheit nicht, doch war sie nun besonders lebhaft; sie wurde nicht nur durch den beträchtlichen Gegensatz zwischen der engen früheren Heimat und dem weiten neuen Boden wirksam gefördert, sondern auch durch die Steuern, die infolge der Mängel des Steuer- und Bauerngrundsystems auf einzelnen Landschaften als eine Art Elementarplage lasteten, ferner durch die Einquartierungen, Mißernten, Überschwemmungen und Feuersbrünste. Infolge solcher lokalen Ursachen entflohen die Hörigen aus den Grenzgebieten zuweilen selbst in die benachbarten Länder, die große Masse strebte jedoch dem Süden Ungarns zu.

Ein anschauliches Bild über die Ausbreitung der Bauernwanderung in den Jahren 1710—20 geben die Beschwerden, Gesuche und Konskriptionen der Komitate. Im Jahre 1717 klagte das im Norden gelegene Komitat Liptó dem König, daß beinahe das ganze Bauernvolk in die benachbarten Komitate gezogen sei, wo sich ihnen günstigere Lebensmöglichkeiten böten. Im Jahre 1724 meldete das Komitat Máramaros 1540, das Komitat Kraszna 1428, das Komitat Középszolnok 927 entflozene Hörige; aus Középszolnok zogen in den Jahren von 1725 bis 1731 noch 1278 Hörige weg, während in Szatmár der Konvent von Lelesz als glaubwürdiger Ort in eigenem Wirkungskreis 1927 entflozene Bauern vermerkte.

Einzelne Listen von entflohenen Hörigen geben auch über die Richtung der Wanderung Aufschluß. Im Jahre 1719 vermerkte das Komitat Abauj 1089 entflozene Bauern und gab auch die Orte an, wo die »profugie« zu finden seien. Von den Flüchtlingen ließen sich 3 im Komitat Szabolcs, 39 in Szepes, 36 in Sáros, 3 in Gömör, 6 in Bihar, 26 in Heves, 24 in Torna, 449 in Borsod, 503 in Zemplén, u. zw. fast ausschließlich in dem unterhalb Abauj an der Theiß gelegenen südlichen Teil nieder. Während somit die nördlich und seitlich von Abauj gelegenen Komitate nur 78 Hörige anzogen, fielen auf die im Tiefland gelegenen oder diesem benachbarten Komitate 1015 und die Abwanderung nahm — wie das Komitat berichtete — von Tag zu Tag zu. Während indessen Abauj den größten Teil seiner abgewanderten Bauern von den Komitaten Borsod und Zemplén zurückforderte, suchte das Komitat Borsod seine untreuen Hörigen in dem südlich benachbarten Kumanenland, das Komitat Hont aber in Pest und Esztergom und auch Szabolcs klagte, daß seine Hörigen zum großen Teil in das südlich benachbarte Komitat Bihar entflohen seien. Im Jahre 1713 verhandelten die Stände von Szabolcs mit denen von Bihar über die Rück-siedlung ihrer Bauern — allerdings erfolglos. Bihar berief sich auf die Auswanderung aus dem eigenen Gebiet, aus dem die Hörigen stets in andere Komitate und in das Temescher Banat im Süden zogen.

In Siebenbürgen, das damals im Rahmen des Habsburgerreiches von Ungarn durch eine innere Grenze getrennt war, bildete die Bauernwanderung gleichfalls eine schwere Sorge der Grundherren. Hier förderte auch der soziale Verfall des Bauerntums die Flucht, namentlich bei den Szeklern, die sich den zeitgemässen wirtschaftlichen Möglichkeiten des Bodens entsprechend allzusehr vermehrt hatten und wo auch eine unbemittelte Fronbauernschicht entstanden war. Aus den Reihen der Unbemittelten wanderten manche in die Moldau und in die Walachei, andere begaben sich in das Temescher Banat und nach dem engeren Ungarn; vergebens waren die Behörden bemüht, »den Wahn und das Ausschwärmen des Volkes aus seinen Nestern«, die sich keineswegs bloß auf den Szeklerboden beschränkten, sondern sich auch auf andere Teile Siebenbürgens erstreckten, zu verhindern. Der Regierungsstuhl von Siebenbürgen schrieb im Jahre 1718, daß das Volk Tag und Nacht entfliehe; vergebens habe man in Wien verordnet, die nach Ungarn und in das Temescher Banat entflohenen siebenbürgischen Bauern zurückzuliefern, die Verordnungen seien undurchführbar geblieben. Auch später heben die Berichte die Flucht der Hörigen hervor und wiederholen, daß sich diese außer den walachischen Fürstentümern vor allem nach Ungarn begeben.

Allerdings wanderten die Hörigen in den Jahrzehnten der Bauernbewegung mitunter auch zurück, wie überhaupt kreuz und quer durch das ganze Land; die großen Massen strebten indessen dem von der Osmanenschaft befreiten Tiefland zu. Trotz der Bindung an den Grundherren, der Komitatsgrenzen und der Maßnahmen der Behörden wälzte sich der allmählich schwellende Strom vom Komitat Liptó und den Bergen von Csík bis zur südlichen Donaulinie und bevölkerte die Landschaften, die der osmanische Sturm verheert hatte. Immer tiefer drang der Strom, hinterließ stufenweise seine volklichen Ablagerungen und riß mit der Zeit auch Einwohner solcher Landschaften mit sich, die eben erst bevölkert

worden waren. Die in Großkumanien gelegenen Orte zählten z. B. in den Jahren 1715—1720 kaum 3000—4000 Seelen, während die Einwohnerzahl in den nächsten Jahrzehnten in dem Masse answoll, daß sie später auch selbst Schwärme von Siedlern abgaben. So zogen im Jahre 1786 aus Kis-újszállás, Karcag und Kunmadaras 2500 Seelen nach dem im Komitat Bács gelegenen Pacsér und nach Ómoravica. Auch Orosháza wurde erst im 18. Jahrhundert bevölkert, doch zogen einige Jahrzehnte später auch von hier Siedler nach dem im Komitat Arad gelegenen Újvarsánd.

Das Gebiet, das außerhalb der Linie der Osmanenherrschaft lag und nach der Befreiung von dieser den Volksbestand der inneren Wanderung abgab, war nur zum Teil von Ungarn bewohnt. Die nichtungarischen Völkerschaften des Landes wohnten — wie wir gesehen haben — gerade in diesen von den Osmanen verschonten Landschaften. Der Ausgleich der Bevölkerung beider Landesteile betraf somit ohne Unterschied ungarische und nichtungarische Volksbestände, doch weisen die Angaben darauf, daß die vom Norden, Osten und Westen nach dem einst von Osmanen besetzten Gebiet ziehenden Bauern vor allem Ungarn waren. Das in der Osmanenzeit entflozene und vertriebene ungarische Bauerntum lockte nun nicht nur der weite und fruchtbare Boden zurück, sondern auch sein Temperament, das es auf dieser Ebene bereits vor achthundert Jahren Wurzel fassen ließ. Es kann z. B. nachgewiesen werden, daß von den 449 Hörigen, die das Komitat Abaúj von Borsod, seinem südlichen Nachbarn im Jahre 1719 zurückforderte, 291 ungarische Namen trugen, während man zur selben Zeit in dem nördlich von Abaúj gelegenen Komitat Sáros unter 36 angesiedelten Hörigen nur 6 ungarische Namen findet. In den nach Süden ziehenden Massen überwog das Ungartum, die Nichtungarn schlugen verschiedene andere Wege ein.

Die ungarischen Ebenen des Tieflandes zogen somit vor allem das aufbrechende ungarische Bauerntum an sich; so ist es zu verstehen, daß verheerte und im Laufe einiger Jahrzehnte wiederbevölkerte Gebiete, wie etwa die von Jász kun und Hajdu ihr Ungartum auch nach der neuen Ansiedlung unverändert bewahrten. Die im Tieflandbecken jäh aufblühenden Bauernstädte und Riesendörfer erreichten durch die massenhafte Ansiedlung gleichrassiger Volksbestände eine größere Bevölkerung, und Ablagerungen der neuen ungarischen Bauernschicht des Tieflandes können fast in allen Landschaften beobachtet werden. Kennzeichnend dafür ist das Beispiel von Kiskunhalas, wo 1699 bei der Bemessung einer Landesteuer 106 Familienhäupter zusammengeschrieben wurden, von denen bei 72, also bei zwei Drittel der Gesamtbevölkerung, bemerkt wurde, daß sie aus Baranya eingezogen seien. Nur 5 von ihnen hatten nichtungarische Namen, während die übrigen 67 sowie die aus dem Komitat Csanád und anderen Landschaften nach Kiskunhalas gezogenen 4 Eingewanderten gleichfalls ungarische Namen trugen. Von den 30 »Bodenständigen« hatten nur 2 nicht ungarisch klingende Namen. Nach Kiskunfélegyháza kam 1743 aus Jászfényszaru eine größere Gruppe von ungarischen Siedlern und das Jászság, sowie das Komitat Heves gaben auch der Ortschaft Majsa neue ungarische Einwohner.

Die Ablagerungen der neuen ungarischen Bauernschichten kamen durch freiwilliges Einsickern, zuweilen auch durch Gruppenansiedlungen

der Grundherren zustande und es war eine natürliche Folge der großen Bewegung, daß die ungarischen Hörigen benachbarter Ortschaften einer Landschaft sehr oft aus einander fernliegenden Landesteilen zusammenkamen. Von den ungarischen Gemeinden des neuen Komitates Arad erhielten z. B. Zimándúfalu aus Nógrád, Zimándköz aus Heves, Mácsa aus den Komitaten Szatmár, Máramaros, sowie aus Siebenbürgen, Nagyszerénd aus Bihar, Szabolcs und Bereg, Pécska aus Gömör, Borsod und Heves, Selénd u. a. aus Hont, Újvarsánd aus Transdanubien, sowie der erst seit einigen Jahrzehnten aufblühenden Gemeinde Orosháza im Tiefland ihre ungarischen Bauern. Die im Tiefland angesiedelten ungarischen Hörigen setzten sich somit auch auf kleineren Gebieten aus Ansiedlern verschiedener Landschaften zusammen; durch diese Vernischung schmolzen bald auch die kennzeichnenden Züge zusammen, die Volk und Boden einander in dauernder Wechselwirkung aufprägten. Während das auf seinem alten Boden gebliebene Ungartum unter der Osmanenherrschaft im allgemeinen in kleinem Umkreis hin und hergetrieben wurde, zog das Ungartum jetzt, auf der Suche nach einer neuen Heimat vor allem von verschiedenen Punkten am Rande des ungarischen Siedlungsbodens in ferne Landschaften.

Die große innere Volksbewegung des 18. Jahrhunderts hatte — mit den Einwanderungen und Kolonisationen aus dem Ausland — schwerwiegende gesellschaftliche Wandlungen zur Folge. Zur Zeit der erblichen Leibeigenschaft entstanden Hunderte von Ortschaften, in denen die Hörigen nicht mehr »erblich«, sondern »vertragsgemäß« gebunden waren. Damit begann eine tiefgreifende Umstellung der ungarischen Gesellschaftsordnung; noch bedeutsamer aber, als diese soziale Folge war für die Geschichte des Ungartums die durch diese Wanderung erfolgte Erstarkung des Ungartums im Tiefland. In den Berglandschaften bildete das Ungartum schon früher eine Minderheit; nun gewannen diese infolge der weiteren fremden Ansiedlungen allmählich das Gepräge einheitlicher Nationalitätengebiete. Gleichzeitig aber zog sich ein breiter Strom von fremden Ansiedlern auch in das Tiefland, die eigentliche Heimat des Ungartums. Dadurch nun, daß eine unübersehbare Masse ungarischer Bauern trotz aller Hindernisse der Grundherren, Komitate und anderer Landesstellen ins Tiefland gelangen und sich dort festsetzen konnte, verhinderten sie den Zerfall des Tieflandes in einzelne Volksgruppeninseln. Der altungarische Stamm des Tieflandes, der sich vor allem aus dem Ungartum der aus der Osmanenherrschaft geretteten Städte — Debrecen, Kecskemét, Nagyköros — und den von Natur aus geschützteren Teilen des Tieflandes und Transdanubiens zusammensetzte, entwickelte nun immer wieder neue Triebe. Die große Wanderung des ungarischen Bauerntums war eine Art neuer Landnahme. Auch zum zweitenmal besetzte das Ungartum das Tiefland, das Kerngebiet des Karpatenbeckens mit überlegener volklicher Mehrheit, und behauptete dadurch sämtliche Vorteile, die sich in diesem Teile Europas aus dem Besitz der großen Ebene ergeben.

DER NATIONALE GEDANKE UND DIE UNGARISCHE SCHULE

VON JOSEF WILLER

Das Thema »der nationale Gedanke und die ungarische Schule« erhält seine besondere Bedeutung zunächst dadurch, daß der nationale Gedanke mit Begriff und Aufbau der ungarischen Schule so eng verbunden ist, daß sie — wenigstens für uns Ungarn — beinahe Synonyme sind ; dann aber auch dadurch, daß der Begriff des Nationalismus gerade in unseren Tagen einen wesentlichen Wandel durchmacht.

Wir sprechen zwar noch immer von Nationalbank, Nationaltheater, Nationalzeitung, sagen aber ebenso Volksbank, Volkstheater, Volksblatt, sowie Volkswirtschaft, Volkserziehung, Volkswohlfahrt usw. In Wirklichkeit besteht jedoch nur wenig oder gar kein Unterschied zwischen den ersten Bestandteilen dieser Zusammensetzungen. Nur bei wenigen Ausdrücken ist ein Mißverständnis ausgeschlossen, wie z. B. Volkstracht, Volkslied, Volkstanz u. a. m.

Die Zweideutigkeit der beiden Begriffe liegt darin, daß sie nicht überall dieselbe Bedeutung haben. In einigen Ländern sind heute »Nation« und »Volk« fast gleichbedeutende Begriffe, in anderen haftet an ihnen noch der alte Bedeutungsunterschied, oder sind sie gerade in Umwandlung begriffen.

In Ländern, wie z. B. Frankreich oder das Deutsche Reich vor dem gegenwärtigen Krieg, ist es begreiflich, daß sich die beiden Begriffe verwechseln, ja leicht zusammenfallen. Diese Länder sind eben in der glücklichen Lage, daß ihr ganzes Gebiet — abgesehen von geringen Bruchteilen — von einem weniger rassisch-biologisch, umso mehr aber sprachlich und teils auch geschichtlich einheitlichen Volk bewohnt ist. In solchen Fällen ist es leicht denkbar, daß der kulturell-soziale Begriff des Volkes mit dem politisch-historischen der Nation gleichbedeutend wird. Dies ist auch die Erklärung dafür, daß sich die gewaltige Bewegung unserer Zeit Nationalsozialismus nennt, zugleich aber auch der mächtigste Verkünder des Völkischen ist.

Anders steht es in Ländern mit gemischter Bevölkerung. So sehen wir z. B., daß sich neben den Völkerbezeichnungen Großbritanniens auch eine zusammenfassende nationale Bezeichnung, »Britisch« bildete, die als Deckname für die englischen, schottischen und keltischen Bestände gebraucht wird.

Wenn schon das in der glücklichen Lage der geographischen Isolation befindliche Inselreich die Notwendigkeit empfindet, seine Staatlichkeit auch durch solche äußere Zeichen eines nationalen Rahmens zu beschützen, so kann man sich leicht vorstellen, wie unendlich viel wichtiger ein solcher Rahmen, also der einheitliche Nationalismus — im Gegensatz zum spezi-

fisch-völkischen — in einem ausgesprochenen Völkerstaat wie Ungarn ist. Man muß schließlich bedenken, daß Ungarn von einer Zahl von Völkern bewohnt wird, die — abgesehen natürlich vom Staatsvolk selbst — trotz der gemeinsamen geschichtlichen Entwicklung und der gemeinsamen Leiden und Freuden so vieler Jahrhunderte heute noch in den mehr oder weniger machtvollen Nachbarvölkern ihre Volksgenossen sehen und gar manche führende Persönlichkeiten unter ihnen in diesen Nachbarschaften geradezu politische Möglichkeiten erblicken.

Es ist daher leicht zu verstehen, daß Ungarn schon von jeher die großen völkischen Unterschiede auszugleichen versuchte und stets bemüht war, auf die zusammenschließenden Bande, auf das Gleiche und Gemeinsame hinzuweisen, mit einem Wort eine Nation, d. h. eine völkisch und sprachlich wohl verschiedene, geschichtlich, politisch, wirtschaftlich und kulturell aber einheitliche Völkerschaft aufzubauen.

Betrachtet man diese Tatsache sachlich, so wird manches verständlich, was man in weniger gut gesinnten Darstellungen ganz anders geschildert erhielt. Man braucht sich bloß daran zu erinnern, daß die Atmosphäre des aus dem französischen Staatsgedanken erwachsenen modernen Nationalismus des 19. Jahrhunderts überall in Europa zum Verschwinden, ja auch zur absichtlichen Einschmelzung von kleineren Völkergruppen durch diese Staatsvölker geführt hat; man wird dann nach nüchterner Überlegung nicht die vielerörterte Frage stellen: Warum wollte Ungarn seine Völkerschaften verschlingen und sie alle zu Ungarn — oder wie es nicht immer ohne Spitze gesagt wird: zu Magyaren machen? Man wird im Gegenteil erstaunt fragen müssen: Wie ist es überhaupt möglich, daß das Friedensdiktat von Trianon das verblutete Ungarn noch immer auf Grund von solchen großen völkischen Unterschieden auf die Folterbank zu ziehen vermochte? Wenn z. B. die Siebenbürger Sachsen kurz nach dem Umsturz des vielbeschimpften ungarischen Regimes den Verlust eines beträchtlichen Teiles ihrer mehr als 800jährigen völkischen Autonomie beklagen mußten, so ist diese Klage — ohne jemandem nahe treten zu wollen — als das schönste Lob des Ungartums aufzufassen. Wenn wir erfahren, daß die »Hrvatska Matica«, die erste literarische Gesellschaft der Kroaten, in diesen Monaten ihre Hundertjahrfeier beging, oder wenn wir überlegen, daß die ersten serbischen, kroatischen und rumänischen Bücher im vorigen Jahrhundert in Ungarn, ja viele von ihnen sogar in der ungarischen Universitätsdruckerei gedruckt wurden und schließlich, wenn wir erfahren, daß in der unmittelbaren Nähe der ungarischen Hauptstadt bis zum heutigen Tage schwäbische und andere deutsche Mundarten gesprochen und Volkstrachten getragen werden, die selbst im Reich kaum mehr bekannt sind, so wird unsere Fragestellung ohne Zweifel berechtigt sein.

Wir wollen gleich die Antwort darauf erteilen: der ungarische Nationalismus verdankt seine humane Prägung außer den natürlichen Anlagen des ungarischen Charakters hauptsächlich einem mächtigen Faktor: der ungarischen Schule.

Um die Gesinnung und die nationale Arbeit der ungarischen Schule würdigen zu können, müssen wir vor allem die ungarische Formulierung des Nationalismus heranziehen, wie sie in den Schriften der ungarischen Erzieher und in den Richtlinien aufzufinden ist.

Universitätsprofessor Gyula Kornis, ein führender Pädagoge und Kulturpolitiker des heutigen Ungarn schreibt z. B. folgendes :

»Die Nation ist im Wesentlichen eine Wertgemeinschaft und der nationale Geist die wirksamste Gemeinschaft der Wertauffassung. Niemals hat sich eine echte Kultur ohne nationale Gemeinschaft entwickeln können, da doch die Kultur historisch genommen gerade der eigenwüchsige und einheitliche Geist der Nation ist ; umgekehrt aber kann sich auch keine nationale Gemeinschaft ohne Kultur bilden, da eine große Menschengruppe dadurch zu einer Nation wird, daß in ihrer Kultur eine gewisse traditionelle Wertungs- und Geisteseinschaft bewußt wird. Kultur und Nation bilden daher eine untrennbare Einheit und die Nation ist vor allem ein geistiges Produkt . . .

Auf einer erhöhten Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung wird der Einzelne durch das Bewußtsein einer eigenwüchsigen, traditionellen Gemeinschaft der Kultur zum Mitglied der Nation, unbeachtet seiner rassischen Herkunft, die ja auf dieser Stufe schon häufig verblaßt. Die europäischen Völker, die aus der Verschmelzung von mehreren Stämmen entstanden sind, wurden eben in dem Grade zu Nationen, in dem es ihnen gelang, eine kulturelle Einheit zu erzeugen, bzw. das Bewußtsein einer gleichartigen Wertauffassung auszuarbeiten. Die Nation ist somit kraft ihrer eigenwüchsigen Kultur — im Gegensatz zum realistischen Tatsachsbegriff der Rasse — ein Wertbegriff. Sie wird nicht bloß dadurch zur Nation, daß sie das Bewußtsein in der gemeinsamen geistigen Entwicklung und historischen Tradition pflegt, also nicht nur dadurch, was war, sondern auch durch das Bewußtsein jener Aufgabe, die sie verwirklichen will, d. h. durch das Gefüge ihrer eigenwüchsigen Werte, deren Verwirklichung sie als ihren Beruf, ihre ureigene Mission betrachtet. Einer Nation gehören nicht nur die Lebenden, sondern auch die längst verstorbenen Väter an, die mit den Lebenden die historische Einheit des historischen ‚corpus mysticum‘ der Nation bilden . . . Der nationale Geist wird dadurch in eine geradezu transzendente Wertungshöhe emporgehoben, so daß zu seiner Bewertung das Leben zu opfern keineswegs als Lebensverneinung gilt, sondern gerade eine hohe geschichtliche Lebensbejahung kennzeichnet, mit einem Worte die Bejahung des nationalen Lebens, das der Einzelne als etwas unerreichbar über ihm Stehendes und unvergleichbar Wertvolleres empfindet.«

Bedenkt man, daß diese Sätze aus der Zeit der tiefsten Demütigung durch den Trianoner Vertrag stammen, wo an eine nationale Wiedergeburt Europas noch nicht zu denken war, so können wir uns von der Humanität und dem Geist des nationalen Ideals einen Begriff machen, das die ungarische Pädagogik zu jener Zeit beseelte. Stellen wir diesen Gedanken des erhabenen Theoretikers der Erziehung die Darstellungen der praktischen Pädagogen zur Seite, so finden wir denselben durchgeistigten, die erzieherische Tätigkeit durchdringenden Nationalismus.

So sagt u. a. der Lehrplan von 1887 in seinen praktischen Richtlinien über die nationale Erziehung folgendes : »Das Ziel des ungarischen Sprachunterrichtes ist vorwiegend die Vererbung der nationalen Gefühls- und Gedankenwelt auf die nachfolgende Generation, so wie sie veredelt, sittlich verfeinert aus den ewig wertvollen Blättern unserer Literatur zu erkennen

ist.« Daß jedoch hiermit keine einseitige, etwa chauvinistisch ausgerichtete Beeinflußung der jungen Seelen gemeint ist, ergibt sich aus der Anmerkung zum fremdsprachlichen Unterricht: »Der eigentliche Wert jedes fremdsprachlichen Unterrichtes andererseits ist, daß er der Jugend die Vertreter eines kulturell wertvollen fremdvölkischen Geistes vorstellt, ihre gehörige Würdigung vermittelt und dadurch den Sinn für die gemeinsamen Interessen der Menschheit entwickelt.«

Die Gefahr der chauvinistischen Gesinnung, die doch bei der heranwachsenden Jugend stets zu befürchten ist, wird von den ungarischen Pädagogen dauernd bekämpft.

So sagt z. B. Handelsschuldirektor Barankay, der zugleich ein bekannter Theoretiker der patriotischen Erziehung ist, zu diesem Thema folgendes: »Neben seiner Heimat lernt der Schüler auch die übrige Welt, die Errungenschaften anderer Nationen kennen und macht unwillkürlich Vergleiche mit seiner eigenen Nation. Dieser Vergleich wird einerseits zur Erkenntnis der hervorragenden Eigenschaften und Leistungen seiner eigenen Nation führen, die seinen Ehrgeiz erhöht; andererseits aber führt er zu einer Erkenntnis gewisser Mängel und Fehler, die ihn wieder zu gesteigerter Arbeitsleistung aneifern wird. . . Das patriotische Gefühl darf daher niemals so weit gehen, daß das allgemein Menschliche außer Acht gelassen wird, da es dadurch seine sittliche Berechtigung verlieren würde. Jener einseitige übertriebene Nationalismus, der sich auf diesem Weg verirrt, wird Chauvinismus genannt.«

Angesichts dieser taktvollen und humanen Auffassung soll man jedoch nicht glauben, daß die ungarische Schule etwa die Darstellung von Tatsachen scheut, die dafür als Beweise dienen, daß andere unseren Gefühlen gegenüber nicht immer dasselbe Verständnis entgegenbrachten, das wir ihnen stets entgegenzubringen bereit sind. So sagt auch der genannte Lehrplan zum Geschichtsunterricht: ». . . um das Interesse für die Geschichte zu steigern, ist es angebracht, den Schüler auch damit bekannt zu machen, welch mühsamen Kampf und welch opferwillige Leistungen es unser Volk gekostet hat, unser nationales Dasein begründen, aufbauen und behaupten zu können.«

Hiemit sind natürlich nicht nur die Kämpfe gegen äussere Feinde, sondern auch solche gemeint, die das Ungartum im eigenen Lande führen mußte, sei es gegen eine kurzsichtige und eigensinnige fremde Dynastie, oder gegen seine eigenen, selbstvergessenen und oft widerstrebenden, undankbaren Mitvölker.

Es ist geradezu eine Ironie des Schicksals, daß diese Mitvölker ihre Beschwerden gerade auf jene ungarische Schulpolitik gründeten, die — wie aus den wenigen angeführten Stellen zu erkennen ist — unter ähnlichen Umständen eben in nationalem Sinne einzigartig und auffallend großzügig genannt werden darf, — besonders wenn wir in Betracht ziehen, daß das Ungartum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach vielen und großen konstitutionellen Kämpfen sich eine freie Hand in der Lenkung des eigenen Schicksals errungen hat und dennoch nicht dem üblen Beispiel der dynastischen Politik folgte, die Wesensart der Mitvölker durch absolutistische Gewalt und Machtmittel aller Art einfach auslöschen zu wollen. Zum Schluß lassen wir einen völkischen Politiker, Professor Jakob

Bleyer, Begründer und ersten Führer der politischen Volksgruppe der ungarländischen Deutschen, über ungarische Kulturpolitik sprechen: »Es gab kein Volk und keine Volksgruppe im alten ungarischen Raum, auf die die ungarische Bildung nicht aus der Fülle des gemeinsamen Lebens heraus gewirkt hätte, . . . so auch auf das Deutschtum in Ungarn selbst. Und auch aus diesem Grunde ist das ungarländische Deutschtum . . . etwas eigenartiges . . . nicht nach Stamm, sondern nach Landschaft und Staatlichkeit.«

In der bekannten Taschenausgabe von Körners »Pädagogisches Wörterbuch« (2. Auflage 1940) befindet sich u. a. auch eine kurzgefaßte Darstellung des modernen ungarischen Schulwesens, die mit folgendem Satz beginnt: »Das magyarische Erziehungswesen wurde nach dem Diktat von Trianon im Jahre 1920 planmäßig ausgebaut.« Es ist wohl leicht zu begreifen, daß ein Land, das infolge des harten Diktates Dreiviertel seines Staatsgebietes und Eindrittel seiner Bevölkerung verloren hat, nicht nur sein Schulwesen, sondern auch sein gesamtes staatliches Leben umbauen, ja fast von neuem aufbauen muß. Indessen erweckt das Buch den Eindruck, als ob Ungarn überhaupt erst nach Trianon ein systematisches Schulwesen gehabt hätte.

Das ungarische Schulwesen ist jedoch nicht erst im 20. Jahrhundert ausgebaut worden; seine ersten Ansätze fallen mit der Gründung der verfassungsmäßigen Monarchie durch König Stefan in den ersten Jahren des 11. Jahrhunderts zusammen. Von dieser Zeit an war die Schule in Ungarn, wie in Europa überhaupt, in den Händen der Kirche. Zuerst widmeten sich vor allem Mönche dem Unterricht, von denen die Orden der Benediktiner, Franziskaner, Premonstratenser, Zisterzienser, später der Jesuiten und Kalasantiner zu nennen sind. Seit der Reformation nehmen an der Lehrtätigkeit auch die protestantischen Kirchen lebhaften Anteil. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts befaßt sich die Schule in Ungarn fast ausschließlich mit dem Unterricht der klassischen Sprachen, wobei sie — so paradox dies auch klingen mag — zunächst den Anforderungen des damaligen praktischen Lebens diene. Die Kanzlei- und Parlamentsprache in Ungarn war eben bis in die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts die Lateinische. Inzwischen wurden verschiedene Versuche gemacht, andere Sprachen in den Unterricht einzuführen: so verordnete z. B. die von der königlichen Kanzlei im Jahre 1777 erlassene »Ratio Educationis«, die erste systematische Regelung des ungarischen Schulwesens, die Einführung der Muttersprache und der deutschen Sprache. Einige Jahre später versuchte der zweifellos wohlwollende und geniale Sohn Maria Theresias, Josef II, die deutsche Sprache in allen seinen Ländern zur Amtssprache zu erheben. Seine Verordnungen riefen natürlich den heftigsten Protest aller Völker seines Reiches — vor allem der Ungarn — hervor, und die lateinische Sprache behielt auch weiterhin, bis zur Zeit der europäischen Befreiungskriege ihre Stellung.

Nach der Niederwerfung des ungarischen Freiheitskrieges mit Hilfe der russischen Truppen geriet Ungarn bis zum Ausgleich im Jahre 1867 unter die absolutistische Macht der Dynastie. Zu den am wenigsten schädlichen, ja in mancher Hinsicht sogar günstigen Maßnahmen des zwanzigjährigen absolutistischen Regimes gehört u. a. auch die Schulreform, die

das ungarische Schulwesen von Grund auf umbaute. Einem preußischen Gelehrten, Hermann Bonitz, und seinem österreichischen Kollegen, Franz Exner, fiel die Aufgabe zu, in dem »Organisationsentwurf« die Grundlage des modernen Unterrichtswesens in der ganzen Habsburgmonarchie zu schaffen. Obwohl Bonitz selbst bekanntlich ein Vorkämpfer des muttersprachlichen Unterrichtes war, mußte er sich dem Wunsche des auftraggebenden Herrscherhauses fügen und das ganze Schulwesen auf die deutsche Unterrichtssprache einstellen. Der Entwurf führte zwei Typen von höheren Schulen ein, das humanistische Gymnasium und die neusprachlich-naturwissenschaftlich eingestellte Realschule. Nach dem Ausgleich wurde das ungarische Schulwesen auf diesen Grundlagen in nationaler Richtung ausgebaut und durch das Gesetz von 1868 auch die kulturelle Freiheit und Bildungsmöglichkeit der Mitvölker Ungarns mit einer derartigen Freigebigkeit geregelt, daß dieses Gesetz an Rücksicht und Humanität bis auf den heutigen Tag nicht übertroffen wurde.

Die Einzelheiten des Unterrichtes wurden in den bereits erwähnten Richtlinien von 1886/87 geregelt. Diese zwei Gesetze blieben mit wenigen gelegentlichen Änderungen bis zum Jahre 1924 die wichtigsten Grundlagen des ungarischen Schulwesens. In diesem Jahre legte der ehemalige geniale, auch in Deutschland wohlbekannte Graf Kuno Klebelsberg dem ungarischen Parlament einen Gesetzentwurf vor, der eine grundsätzliche Reform des gesamten ungarischen Unterrichtswesens vom Kindergarten bis zur Universität vorsah. Die Anzahl der Volksschulen wurde besonders in den Dörfern und Siedlungen beträchtlich vermehrt, eine Anzahl von neuen Mittelschulen (oder sog. Bürgerschulen) gestiftet und die höhere Schule durch einen dritten Typus, das Realgymnasium mit zwei modernen Sprachen erweitert; schließlich wurde auch eine völlig neue mittlere Fachschule, die landwirtschaftliche Mittelschule errichtet und auch der Hochschulunterricht entsprechenden Reformen unterzogen. Eine gewisse Vereinfachung wurde dann 10 Jahre später durch seinen gleichfalls wohlbekannten Nachfolger, Bálint Hóman, durchgeführt. Er schuf das einheitliche Gymnasium, aber unter Beibehaltung der früheren dreizweigigen Studienmöglichkeiten; zugleich wurden sämtliche Schulen bis auf die Hochschulen den Bezirksinspektoren der höheren Schulen unterworfen.

Verwaltungsmäßig unterstehen sämtliche Schulen Ungarns — bis auf die landwirtschaftlichen Fachschulen — der Führung oder Aufsicht des Kön. Ung. Ministeriums für Kultus und Unterricht, je nachdem sie staatliche, nichtstaatliche oder kirchliche Schulen sind. Letztere erhalten eine entsprechende Unterstützung vom Staate, ungeachtet der Konfession oder der Unterrichtssprache.

Um wenigstens einen allgemeinen Begriff vom Umfang des ungarischen Unterrichtswesens zu bieten, führe ich hier die Zahlen aus dem Jahre 1918, vor dem Trianoner Friedensdiktat an: in dieser Zeit hatte Ungarn 2958 Kindergärten, 16.299 Volksschulen, 32 Bürgerschulen oder Mittelschulen, 9 Bildungsanstalten für Kindergärtnerinnen, 50 für Lehrer, 42 für Lehrerinnen, 54 höhere Handelsschulen, 187 Gymnasien, 34 Realschulen und 43 höhere Mädchenschulen. Obwohl der Verlust an Schulen nach Trianon 50 und noch mehr v. H. erreichte, vermehrte sich die Anzahl der Schulen und Schultypen auch im verarmten Rumpfungarn verhältnis-

mäßig von Jahr zu Jahr. Selbst das Hochschulwesen wurde nach den schmerzlichen Verlusten nicht abgebaut, sondern erweitert, indem Trianon-Ungarn 4, das heutige 6 Universitäten besitzt, wobei zu bemerken ist, daß von den verlorenen 2 Universitäten Kolozsvár (Klausenburg) und Pozsony (Preßburg) im Jahre 1940 nur erstere heimgekehrt ist. Um auch einige Angaben der Nationalitätenschulen anzuführen, gab es in Ungarn 1142 Volksschulen, 9 Mittelschulen und 14 höhere Schulen nebst einer Anzahl von Fachschulen, in denen der Unterricht in deutscher, slowakischer, rumänischer oder ruthenischer Sprache erteilt wurde.

Diese Zahlen zeugen bei einem Volk von kaum 15 Millionen eine imponierende Opferbereitschaft und seltene Begeisterung für nationale Kultur und Studium überhaupt. In den Bemühungen zur Hebung des ungarischen Schulwesens ist wieder der nationale Gedanke die befruchtende Kraft, die unsere Schulen beseelt und uns zu stets neuen Darbietungen im unermüdlichen kulturellen Leistungskampf der europäischen Völker anspront.

OSZK
Országos Széchényi Könyvtár

EIN UNZEITGEMÄSSER POLITIKER

— Iwan von Simonyi —

VON *vitéz* LADISLAUS von RUTTKAY

Der Name Iwan von Simonyis ist der ungarischen Öffentlichkeit heute beinahe unbekannt. Man weiß von ihm höchstens soviel, daß er ein Jahrzehnt Mitglied der antisemitischen Partei Istóczy's war und vielleicht noch, daß er in seinem, in Pozsony herausgegebenen Blatt, in dem »Westungarischen Grenzboten«, 30 Jahre für den Antisemitismus und für weitgehende gesellschaftliche und parlamentarische Reformen kämpfte.

Er war somit Antisemit, oppositioneller Abgeordneter, zugleich aber auch unermüdlicher, ja leidenschaftlicher Verkünder einer Reihe »moderner Ideen«, die jedoch in der Blütezeit des selbstgenügsamen und auf seinem Höhepunkt stehenden Liberalismus keineswegs verstanden und von breiten Kreisen des politischen Lebens, wie auch von der »demokratischen« Presse und der von ihr entscheidend beeinflussten Öffentlichkeit nur als geistige Ausschreitungen eines überspannten, hie und da vielleicht auch »interessanten«, in seiner ganzen Tätigkeit aber höchst unbändigen Phantasten angesehen wurden.

Man zürnte auf ihn wegen seines Antisemitismus, wegen seiner Reformgedanken und heute oft ganz überraschend zeitgemäßen Gedanken und Gesetzentwürfe wurde er von allen Seiten mit heftiger Kritik angegriffen. Später, als man einsehen mußte, daß er trotz aller Böswilligkeit und Einschüchterung unerschüttert auf seinem Wege weitergeht, wurden ihm Hohn und Geringschätzung zuteil. So geschah es, daß man in den neunziger Jahren, als er sich vom aktiven politischen Leben zurückzog, noch mehr aber später, als sein Blatt nach seinem Tode (1904) in die Hände einer Finanzgruppe geriet, die einem, dem seinen völlig entgegengesetzten politischen Programm diente, eifrig dafür sorgte, seine durch und durch männliche Gestalt in den Schatten zu stellen und seine politische und literarische Tätigkeit bei der Nachwelt möglichst rasch und ganz vergessen zu machen.

Heute indessen, nach mehr als einem halben Jahrhundert, da wir den größten Teil seiner patriotischen Besorgnisse gerechtfertigt, seine prophetischen Warnungen erfüllt und seine »Reformideen« verwirklicht sehen, finden wir es als zeitgemäß, seine unverdient vergessene und verdunkelte Gestalt mit einigen Zügen wieder ins Leben zu rufen und die Aufmerksamkeit auf sein Leben und Wirken zu lenken.

Iwan von Simonyi wurde 1836 in Simony (Komitat Bars), auf dem alten Stammsitz der Familie Simonyi geboren. Sein Geschlecht gehört zu den ältesten des ungarischen Landadels und kann seinen Ursprung bis zur Zeit der Árpáden zurückführen. Seiner Abstammung, wie auch seinem

Äußeren nach war er somit reiner Ungar, der indessen sein Ungartum und seinen Nationalstolz nie mit leeren und lärmenden Worten verkündete, sondern der Nation stets durch ernste Arbeit und unerschöpfliche Begeisterung dienen wollte.

Sein Vater, der vor 1848 im Komitat Bars Vizegespan war, wollte, daß sein Sohn Husarenoffizier werde und so trat Iwan im Jahre 1856 zu den in Wien stationierenden Radetzky-Husaren ein. Indessen befriedigte ihn das Soldatenleben keineswegs. In kurzer Zeit verließ er das Husarenregiment, ging nach Pest, wurde Jurist und ließ sich nach Beendigung seiner juristischen Studien in Pozsony als Rechtsanwalt nieder.

Damit sah er jedoch sein Ziel bei weitem noch nicht erreicht. Die Rechtskniffe der gewandten Advokaten und die verwirrten Angelegenheiten der streitenden Parteien interessierten ihn recht wenig; mit umso größerer Begeisterung wandte er sich dagegen den brennenden sozialen und politischen Problemen seines Landes, seiner ungarischen Nation zu. Mit Freude ergriff er daher 1875 die Gelegenheit zur öffentlichen Wirksamkeit, die sich ihm durch die Übernahme der Schriftleitung des kurz vor einem Jahre von Béla von Földes in Pozsony gegründeten Blattes, »Westungarischer Grenzbote«, bot.

In kurzer Zeit erreichte das Blatt unter seiner Leitung eine beachtenswerte Volkstümlichkeit nicht nur in Pozsony, sondern überall in den Städten Westungarns, wo damals noch ein beträchtlicher Teil des Bürgertums deutsch sprach. Auf den Spalten des »Grenzboten« befaßte sich Simonyi mit sämtlichen zeitgemäßen Problemen der Zeit. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, alle Fragen der Gegenwart, alle sozialen oder politischen Forderungen der breiten Schichten des Ungartums und der Nationalitäten in Ungarn wurden in seiner Zeitung lebhaft, mit überzeugender Kraft und stets auf erstem Niveau erörtert. Die böswilligen, nicht selten seine eigene Person stark verletzenden Angriffe der damaligen herrschenden Presse ließen ihn gleichgültig. Unerschüttert ging er seines Weges, und wenn er die Angriffe zuweilen auch beantwortete, so waren diese Antworten stets würdig und überlegen. Von persönlichen Streitigkeiten hielt er sich mit Selbstbeherrschung fern, da er sich dessen bewußt war, daß er seinen Kampf nicht gegen Einzelne, sondern gegen eine Weltanschauung führe und daß er um den Sieg einer als Wahrheit erkannten Idee, nicht aber für die Mehrheit einer politischen Partei oder für einzelne Politiker kämpfe. Ungarn und die Probleme seines Landes betrachtete er stets von europäischem Gesichtspunkt aus und war fest überzeugt, daß eine politische, soziale und rechtliche Erneuerung Ungarns eine Forderung ganz Europas sei.

Er machte keine Zugeständnisse, kannte kein Zurückweichen. In dieser hartnäckigen Folgerichtigkeit war er ebenso Kernungar, wie in der Beharrlichkeit, daß er sein Blatt bis zu seinem Tode in deutscher Sprache herausgab, obwohl er wußte, daß sein Leserkreis, die Bürgerschaft der westungarischen Städte, in den neunziger Jahren in Denkart und Sprache zum guten Teil bereits ungarisch geworden war. Mit Überzeugung betonte er jedoch wiederholt, er brauche keinen Sprachwechsel, da es seine Leser und Anhänger wohl wüßten, daß der Geist des »Grenzboten« auch in deut-

scher Sprache in edlem Sinne ungarisch sei und seine oft auffallend kühnen Zielsetzungen ausschließlich dem Wohl des ganzen Ungartums dienen.

Durch die Deutschsprachigkeit seines Blattes bezweckte er jedoch auch etwas anderes. Er wollte, daß der ungarische Antisemitismus, der von der in Deutschland und Frankreich immer stärker gewordenen antisemitischen Bewegung angeregt, in den siebziger und achtziger Jahren in Ungarn plötzlich aufflammte, auch der europäischen Öffentlichkeit bekannt werde. Er war bestrebt, die Ideen, die er oder seine Anhänger und Mitarbeiter im »Grenzboten« verkündeten, durch die deutschsprachigen Spalten seines Blattes auch zur mitteleuropäischen Presse weiterzuleiten. Man könnte somit sagen, daß er den »Westungarischen Grenzboten« nicht nur für Ungarn, sondern zugleich für die ganze Österreich-Ungarische Monarchie herausgab. Daher war auch die Sprache des Blattes deutsch, u. zw. ein so gewähltes Schriftdeutsch, daß dessen Schönheit auch Klaus Schickert, ein gründlicher reichsdeutscher Kenner der Judenfrage in Ungarn, gerne anerkennt. In dem über die Judenfrage in Ungarn veröffentlichten Buch bemerkt er über Simonyi: »Seine Aufsätze konnte er nicht nur stilistisch einwandfrei, sondern in einem besseren Deutsch schreiben, als mancher Zeitungsschreiber im Deutschen Reich.«

An der aktiven Politik nahm Iwan von Simonyi von 1878 an teil, als er in dem Wahlbezirk Galánta zum Abgeordneten gewählt wurde. Allein bereits im nächsten Jahr trat er in Magyaróvár mit dem Programm der unter der Führung Viktor von Istóczy's stehenden antisemitischen Partei auf. Hier wurde er mit großer Mehrheit gewählt und die Bürger von Magyaróvár blieben ihm neun Jahre hindurch unerschütterlich treu, bis er die Kandidatur nicht mehr annehmen wollte und sich vom parlamentarischen Leben zurückzog.

Wie bekannt, erreichte die antisemitische Bewegung in Ungarn in der ersten Hälfte der achtziger Jahre ihren Höhepunkt. Der »Grenzbote« stellte dies mit Freude und Genugtuung fest, als einer seiner Mitarbeiter in dem Leitartikel vom 1. Januar 1884 folgendes schreibt: »Der Antisemitismus, welcher noch vor kaum mehr als einem Jahr als die Ausgeburt eines einzigen verrückten Kopfes verlacht und verhöhnt wurde, ist zum politischen Glaubensbekenntnisse von drei Vierteln des ganzen Landes geworden . . .«

Dieser Antisemitismus hat aber bereits kein konfessionelles Gepräge. Die Bewegung anerkennt nicht mehr Taufe und Assimilation als einzig empfehlenswerte Lösung der Judenfrage, sondern betrachtet sie nunmehr als ein Rassenproblem. Die Juden sind Träger und typische Vertreter des ausbeutenden Kapitalismus und der Kampf gegen sie ist die Abwehr breiter Schichten der Nation gegen die Herrschaft dieses ausbeutenden Kapitalismus. Am 1. März 1884 schreibt Simonyi: »Wir führen den Kampf bekanntlich nicht gegen die jüdische Religion, wir führen den Kampf gegen das Aussaugungssystem der Juden, gegen die Vernichtung des Vermögens nichtjüdischer Staatsbürger, wir führen den Kampf gegen das korrumpierende, zersetzende und unmoralische Treiben in Volkswirtschaft und Politik.« Seiner Ansicht nach sind die Juden »das Scheidewasser unter den Nationen, nicht aber der Sauerteig« — wie es die Liberalen gerne

behaupten. Sie sind keine nützlichen Rivalen für die Wirtsvölker, bedeuten für diese keinen wirtschaftlichen und geistigen Gewinn, denn wo sie sich einnisten, setzen mit ihrer Wühlarbeit Zwietracht und Zerfall ein.

Der parlamentarische Führer der Antisemiten in Ungarn, Viktor von Istóczy, legte am 8. April 1875 im ungarischen Abgeordnetenhaus einen Gesetzentwurf vor, in dem er die Übersiedlung sämtlicher Juden in Ungarn nach Palästina forderte. (Übrigens war seine Ansprache von damals die erste in ganz Europa, in der sich ein Abgeordneter über die Ziele des Antisemitismus im Parlament, also vor der Gesetzgebung äußerte.) Dagegen verkündeten die liberalen Staatsmänner und Soziologen die Assimilation als die einzig bewährte und mögliche Lösung der Judenfrage. Dieser Ansicht war auch der damalige ungarische Kultusminister, August Trefort, dessen Argumente Simonyi in seinem »Grenzbote« widerlegte. In einer Reihe von Artikeln (12—24. VII. 1884) betonte er, daß die Assimilation in Ungarn — mit Rücksicht auf die große Anzahl und die noch gewaltigere finanzielle und politische Macht der Juden — bereits undurchführbar sei. Wären aber die Juden an Zahl auch bedeutend weniger und an Macht viel schwächer, so würde das Ungartum durch ihre Angleichung dennoch einen unersetzlichen Schaden erleiden, da Geschichte und Rassenkunde übereinstimmend lehren, daß eine Blutvermischung zwischen den Völkern stets den Verfall, das Sinken der edleren Rasse zur Folge habe. Obwohl die Assimilierungskraft des Ungartums bewundernswert sei, würde die Blutvermischung mit den Juden keineswegs zu Gunsten der ungarischen Rasse ausfallen. Durch die Assimilation würden eben bei den Mischlingen nicht nur die äußeren Charakterzüge der ungarischen Rasse, sondern auch das unter den Völkern des Karpatenbeckens so bezwingend herrschende seelische Gepräge des Ungartums nach 3—4 Generationen völlig verschwinden. Dies aber käme auch dem raschen Verfall der gemeinsamen Kultur in Ungarn und der vollständigen »Destruierung« des politischen Ungarns gleich. Es wäre dies eine traurige Folge der »siegreichen« ungarischen Judenassimilation, da es den Niedergang der ungarischen Assimilierungskraft gegenüber den übrigen, in Ungarn lebenden Volksstämmen bedeuten würde, obwohl diese den nichtungarischen Volksstämmen ein viel stärkeres gemeinsames seelisches Gepräge verleihen konnte, als z. B. die von Wien aus geführten Zentralisationsbestrebungen der Bevölkerung des österreichischen Kaiserreiches.

Im Bewußtsein dieser jüdischen Gefahr erhob Simonyi begeistert das Wort für den Rassenschutz. »Stammbäume von Hunden führen wir weit zurück« — schreibt er im »Grenzbote«. — »Solche von Pferden redigieren wir noch viel sorgfältiger. Wir wenden Sorgfalt darauf, Tauben, Hühner, Schafe, Schweine, Rinder usw. zu veredeln. Sonderbar! Dasselbe lieber und eher beim Menschen zu tun und hiedurch das wichtigste Mittel in die Hand zu bekommen, Menschenwohl und Menschenglück zu erhöhen, soweit es überhaupt zu erhöhen auf Erden möglich ist, — solches zu urgieren — mußte einem bescheidenen Provinzblättchen vorbehalten werden, dessen Stimme die Stimme des Rufenden in der Wüste blieb.«

Zugleich aber war er Verkünder und Förderer einer Reihe von Reformen, die erst viel später, größtenteils erst in der Gegenwart als richtig anerkannt und verwirklicht wurden.

Vor allem forderte er eine weitgehende Agrarreform. Unermüdlich kämpfte er für die Erhaltung des Bodens im Interesse der breiten Schichten des Ungartums, der mittleren und kleinen Grundbesitzer und Bauern, die den Boden wirklich bearbeiten. Besonders energisch trat er gegen den jüdischen Bodenbesitz auf. Er forderte unverzügliche Maßnahmen gegen die immer mehr beängstigende Raumbewinnung von Juden und Fremden, einen Vorgang, der das bodenständige Ungartum aus seinem Landbesitz mit stets zunehmender Hast verdrängte. Dies aber forderte er in einer Zeit, als der ungarische Bodenbesitz für jeden ausländischen Spekulanten eine freie und billige Beute war und die europäischen Blätter fast täglich Anzeigen veröffentlichten, in denen sie Grundbesitze in Ungarn »zu äußerst vorteilhaftem Preise« zum Kauf anboten.

Simonyi verteidigte die Interessen der Kleingewerbetreibenden gegen die sich schwindelnd entwickelnde Fabrikindustrie und setzte sich für das Gewerbesgesetz ein. Er erhob seine Stimme ebenso für die immer mehr verarmenden Beamten, wie für die allgemeine Verbesserung der Lage des kleinen Mannes, des unbemittelten und mit Steuern belasteten Bürgers.

Einer besonders scharfen Kritik unterzog er das eben damals inartikulierte und im ganzen Lande hochgepriesene Strafgesetzbuch Csemegis, vor allem jene Verfügungen, die die sog. »Judensünden« mit auffallender Milde behandeln. Vom § 390 schrieb er z. B. im »Grenzbote«: »Der Paragraph 390 unseres neuen Strafgesetzes ist direkt ein Ergebnis der ‚zärtlichen Fürsorge‘ um ‚gewissen Leuten‘ nach Tunlichkeit einen Schutz gegen das Kriminal zu bieten.«

Bereits in den achtziger Jahren wünschte er eine weitgehende soziale Versicherung, ungefähr wie sie nach vierzig Jahren unser »Lex Vass« verwirklichte. Seiner Kritik entging auch der Unterricht in den höheren Schulen nicht. In dem Aufsatz »Die vollständige Umgestaltung der Mittelschule« brachte er seine in der Tat »modernen« Ansichten über den übertriebenen Unterricht der klassischen Sprachen zum Ausdruck und seine Ansicht über sämtliche Lehrgegenstände, die für den Schüler keinen praktischen Nutzen bedeuten. Nach Simonyi sollte das Bekanntmachen der gemeingültigen Gesetze und der sog. »sozialen« Wissenschaften das Hauptziel jeder vernünftigen und gesunden nationalen Erziehung sein.

Während er aber gegen das Judentum und gegen die verschiedenen Übel und Verkehrtheiten des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens seiner Zeit kämpfte, wandte er sich auch gegen das Parlament und nahm dessen Zusammenstellung, Geist und Tätigkeit unter das heftige Kreuzfeuer seiner Kritik.

Die Mängel und Schwächen des modernen Parlamentes führte er in einer Studie in der Julinummer d. J. 1881 der Zeitschrift »Magyar Szemle« (»Ungarische Rundschau«) aus. In dieser Studie, die »Kritik der modernen Verfassung« betitelt war, stellte er die Entwicklung und den heutigen Stand der »modernen Verfassung« in den umfassenden Betrachtungsbereich seines bewundernswerten historischen, staatsrechtlichen und soziologischen Wissens. Aus seinen Darlegungen zieht er die Schlußfolgerung, daß seitdem der Mensch, der durch die Umgestaltung der modernen Gesellschaft »frei« geworden ist und ihm in dieser die Möglichkeit einer freien Entwicklung — wenigstens grundsätzlich — zugesichert wurde,

die Rechte des freien Bürgers besitzt, alle Schranken, die in der Vergangenheit den Einzelnen in der Form verschiedener ständischer Vorrechte und Klassenverbände geschützt und seine Lebensbedingungen gesichert haben, gestürzt wurden, weshalb die menschliche Gesellschaft atomisiert ist und der Einzelne wehrlos wurde. Die Folge dieser Atomisierung ist der unaufhörliche Kampf, den die neu sich zusammenfindenden Gruppen und Klassen von Einzelnen gegeneinander führen und dessen Triebkraft nichts anderes ist, als der ewige menschliche Egoismus, der infolge des entfeselten Individualismus den Geist der neuen Gesellschaft unbeschränkt beherrscht.

In diese friedlose, gärende Gesellschaft Einklang zu bringen, die Gegensätze, die zwischen dem Einzelnen und den Interessengemeinschaften bestehen, auszugleichen — das wäre die Aufgabe der modernen Verfassung und der neuen Volksvertretung. Diese zu lösen aber ist das moderne Parlament nicht im Stande, »denn — meint Simonyi — die moderne Verfassungslehre und daher auch die Verfassung unseres Landes ist nur Irrtum und Selbstbetrug.«

Auf die Frage, wie und nach welchen Grundsätzen dieses Parlament umgestaltet werden sollte, gab Simonyi nicht in der erwähnten Studie, sondern in einer höchst beachtenswerten Rede die Antwort, die er im Rahmen der Budgetdebatte am 7. Februar 1882 im Abgeordnetenhaus hielt.

Zu Beginn seiner Darlegungen übte er, wie gewöhnlich, eine eingehende Kritik an der Zusammensetzung und Tätigkeit des damaligen ungarischen Abgeordnetenhauses. Sodann ging er zu einer allgemeinen Kritik des modernen Parlamentes über. »Wir, die Anhänger der neuen Schule — sagte er — haben die Interessen, wie auch die Lebensbedingungen unserer Wähler in eine starre Doktrine gedrängt. Wir haben das Land mit Zirkel und Bleistift mechanisch auf Wahlbezirke geteilt« — ohne, daß wir die verschiedenen Interessen und Wünsche einzelner Gruppen in Betracht gezogen hätten. Dann haben wir verwickelte Parteiprogramme ausgearbeitet und wünschen, daß unsere Wähler zwischen diesen wählen und ihre Stimmen auf die Vertreter einzelner Parteien abgeben mögen, obwohl sie ihrer Bildung, Denkart und ihren wichtigsten Interessen nach so verschiedenartig sind, daß sie sich um diese künstlich ausgearbeiteten politischen Programme gar nicht mit aufrichtiger Begeisterung zusammenschließen können.

Was wäre nun die Lösung? Wie könnte die Volksvertretung diese, oft scharf gegenüberstehenden Wünsche und Interessen befriedigen? Wie würde das Parlament eine wahre Vertretung sämtlicher Gesellschaftsschichten und Berufszweige des Landes sein? Simonyi beantwortet die Frage folgendermassen:

»Sämtliche Staatsbürger des Landes haben sich nach einzelnen Berufszweigen korporativ zu vereinigen und zusammenzuschließen, d. h. Handarbeiter, Bauer, Gewerbetreibende, Kaufleute, Lehrer, Beamte und Geistliche haben sich nach einem voraus zu bestimmenden Schlüssel zu vereinigen und ihre Vertreter vereinigt, korporativ zu wählen. Auf diese Weise sollen Gemeinde, Munizipium und das Abgeordnetenhaus gebildet werden.«

Nachdem er die Vorteile dieses Wahlsystems in großen Zügen schilderte, fährt er fort: »Ich will keinen Feudalismus, keine Zwietracht, keine Kasten, die auf Grund der Verschiedenheit der Nationalität oder der Glaubensbekenntnisse die Einzelnen voneinander trennen; im Gegenteil: ich halte das Umstürzen jener Schranken, die die Menschheit auf verschiedene Kasten teilten, eine der größten Leistungen der Weltgeschichte.«

»Dennoch blieb diese Tat unvollendet, da wir vergassen, den Staat, die menschliche Gesellschaft auf Grund der Gleichheit aufzubauen.

Daher bezieht sich, geehrtes Abgeordnetenhaus, mein Vorschlag darauf, jene Klassen unserer Gesellschaft, die entweder nützliche, oder produktive Arbeit leisten, d. h. Arbeiter, Bauer, Handwerker, Kaufleute, Beamte u. a. m. jener Macht teilhaftig zu machen, die diese mit Recht fordern.«

»Das Losungswort unserer Zukunft ist die Arbeit und wir müssen es eingestehen, daß dies eines der schönsten, edelsten Losungswörter ist!«

»Ich bemühe mich daher das Volk, die Gesellschaft, unter die Fahne dieser Arbeit zu sammeln — nicht zu zersetzen, sondern zu sammeln — und das Volk unter diesem Losungswort zu organisieren!«

So sprach Simonyi am 7. Februar 1882 im ungarischen Abgeordnetenhaus. So lautete sein Vorschlag, in dem er die Neugestaltung des Wahlsystems und der demokratischen Verfassung forderte. Als ein der europäischen Öffentlichkeit unbekannter ungarischer Abgeordneter und Publizist trat er bereits vor 60 Jahren mit Ideen hervor, die erst in unserer Zeit als richtig erkannt und teils auch verwirklicht wurden.

Wir werden es vielleicht auch für selbstverständlich finden, daß die Worte dieses Vorläufers des Gedankens einer Volksvertretung aus Abgeordneten der einzelnen Berufsklassen in dem damaligen ungarischen Parlament ebenso, wie vor der Öffentlichkeit des Landes nur »die Stimme des Rufenden in der Wüste« blieben. Simonyis Entwurf hatte keinen praktischen Erfolg. Wer hätte sich auch über diese »geistigen Verirrungen« eines »überspannten Phantasten« in eine ernste Debatte eingelassen? Die Pester Zeitungen kommentierten seine Rede nur kurz, und knüpften höchstens einige ironische Bemerkungen dazu. Simonyi hätte das Parlament wieder »mit einer seiner umstürzlerischen Ideen« überrascht, durch seine lange Rede und durch seine »naiven« Darlegungen die teure Zeit des emsig arbeitenden Abgeordnetenhauses geraubt.

Heute indessen, da wir den Charakter und die Tätigkeit dieses eigenartigen und unverdient vergessenen Mannes in großen Zügen schildern wollen, scheint es uns unerlässlich, auch auf diese Grundgedanken seiner politischen Reformen näher einzugehen. Die Gegenwart bezeugt uns eben, daß Simonyi nicht nur ein weitsichtiger Reformator des staatlichen und politischen Lebens war, sondern in sämtlichen Fragen, die er im Laufe seiner politischen und publizistischen Tätigkeit aufrollte, nicht nur die Wahrheit richtig erkannte, sondern mit sicherem Blick in großen Umrißen auch auf den Weg der weiteren Entwicklung hingewiesen hat.

DIE MUSIKGESELLSCHAFT IM KOMITAT VESZPRÉM (1823—1832)

VON FRANZ BRODSZKY

Seit den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts begann in Ungarn sich ein neuer Musikstil auszubilden, der später als sog. »Werbungsmusik« gekennzeichnet, bald im ganzen Lande Verbreitung fand und durch seine ausgeprägte nationale Eigenart auch die Aufmerksamkeit des Auslandes in hohem Maße auf sich lenkte. (Siehe hierüber die Studie des Verfassers : Ungarische Musik in deutschen Aufzeichnungen und Bearbeitungen. Das Schaffende Ungarn. Jg. II, Heft 3.)

Um die Jahrhundertwende erfuhr auch das Musikleben Ungarns eine bedeutende Wandlung. Neben den Musikern von Beruf fällt von nun an in der Musik den adeligen und bürgerlichen Musikliebhabern ein immer bedeutenderer Anteil zu.

Über diesen Wandel der Musikpflege jener Zeit gibt Johann von Csaplovics in seinem 1829 in Pest erschienenen Werke : »Gemälde von Ungern« u. a. folgendes anschauliches Bild :

»Im allgemeinen kann man nicht mit Stillschweigen übergehen, daß in Ungarn vor etwa 30 Jahren musikalische Instrumente nur bei Musik-professionisten und bei Kirchenorgelspielern zu finden waren, jetzt aber schon in allen besseren Häusern zu sehen sind. Auch der Bürgersmann glaubt nicht mehr seinem Töchterchen eine anständige Erziehung gegeben zu haben, wenn er sie nicht auch in der Tonkunst unterrichten läßt. Sichtbar hat diese edle, göttliche Kunst an Liebhabern gewonnen. Ein Zeichen, daß auch Ungarns Bewohner für die Kunst der Töne Sinn haben. Man findet junge Leute beiderlei Geschlechts, welche sich auch in der Hauptstadt mit Ehren hören lassen könnten.«

Die Hauptstadt hatte jedoch im Musikleben jener Zeit bei weitem keine so führende Stellung wie heute. Neben ihr, und sie teils überragend, waren der Hof des Fürstprimas und des Grafen Grassalkovics in Pozsony, des Bischofs von Nagyvárad und Eger, die Schlösser der Fürsten Esterházy in Eisenstadt und Eszterháza, des Grafen Károlyi in Megyer, des Grafen Eszterházy in Tata, des Grafen Széchenyi in Kiscenk, der Familie Végh in Vereb, die Kollegien von Sárospatak und Debrecen, die bürgerlichen Vereinigungen der Städte Oberungarns und Siebenbürgens wichtige Mittelpunkte der Musikpflege des Landes. Aber auch die ländlichen Herrenhäuser des Kleinadels boten der Musik und den fahrenden Virtuosen ein trautes Heim.

Während einerseits in den Kreisen des Hochadels, andererseits in denen der Bürger die in der Monarchie der Habsburger allgemein gangbare zeitgenössische internationale Musik mit stark italienischem Einschlag gepflegt wurde, begeisterte sich der Landadel vor allem für die ungarisch-nationale Musik.

In der kleinen transdanubischen Stadt Veszprém wurden beide Richtungen mit gleichem Eifer gepflegt. So kam es, daß dieser alte Bischofsitz, der in seiner Domkapelle hervorragende Kräfte zur Aufführung klassischer Meisterwerke der zeitgenössischen europäischen Musik besaß, zugleich Schauplatz einer für die ungarisch-nationale Musik wichtigen Unternehmung wurde. Diese war die Herausgabe der »Ungarischen Weisen aus dem Komitat Veszprém« (»Magyar nóták Veszprém vármegyéből«) — eines der umfangreichsten und wichtigsten gedruckten Denkmäler der ungarischen Musik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — durch die »Musikgesellschaft im Komitat Veszprém« (»Veszprémvármegyei Zenetársaság«).

Die Musikgesellschaft wurde von dem Rechtsanwalt Gabriel Sebestyén in Pápa ins Leben gerufen, die Herausgabe der Veszprémer Weisen besorgte der Domkapellmusiker und späterer Regenschori der Kathedrale, Ignaz Ruzitska.

Unsere Kenntnis über die Tätigkeit der Musikgesellschaft stützt sich auf das von Sebestyén geführte Protokoll, die Hefte der Veszprémer Weisen, die beide in der Abteilung für Musik der Széchenyi Landesbibliothek des Ungarischen Nationalmuseums in Budapest aufbewahrt werden, ferner auf die Berichte Sebestyéns in der zeitgenössischen Zeitschrift »Tudományos Gyűjtemény« (»Wissenschaftliche Sammlung«).

Gabriel Sebestyén von Kócs (1794—1864) studierte in seiner Geburtsstadt Debrecen Rechtswissenschaft. Nach Beendigung des Praktikantjahres ließ er sich 1820 in Pápa nieder, wo sein Vater seit 1817 ein Lehramt an der reformierten theologischen Hochschule innehatte, und wurde Honorarfiskal des Komitates Veszprém. Schönggeistig veranlagt, wandte er sich zuerst der Literatur zu. Bereits in den zwanziger Jahren erschienen von ihm Gedichte, Lustspiele und wissenschaftliche Aufsätze. Auch stand er mit dem Dichter Franz Kazinczy, dem führenden Geist in der literarischen Welt seiner Zeit im Briefwechsel und wurde ein eifriger und begeisterter Anhänger der Bewegung der nationalen Wiedergeburt.

Während er das Interesse für Literatur gleichsam aus dem Vaterhause mit sich brachte, kam er mit der Musik zuerst in der Komitatshauptstadt Veszprém in engere Berührung.

Auf alte Überlieferungen gestützt, war Veszprém zu Beginn des 19. Jahrhunderts Mittelpunkt einer regen musikalischen Tätigkeit. Die Kapelle der bischöflichen Kathedrale stand unter der Leitung ihres Kapellmeisters Franz Kemény (1763—1832) auf einer hohen Stufe. Sie veranstaltete unter Mitwirkung tüchtiger Musikliebhaber musikalische Akademien mit auserlesenen Programmen. So wurde schon im Jahre 1813 eine Symphonie Beethovens aufgeführt; aber auch die Hausmusik wurde eifrig gepflegt.

Die Liebhaber der ungarischen Musik schlossen sich um den Domkapellmusiker Ignaz Ruzitska († 1833) zusammen, der ein vorzüglicher Violinvirtuose, gebildeter Musiker und feinfühligere Komponist war. Sebestyén fühlte sich besonders von der ungarischen Musik angezogen. Seine Bekanntschaft mit Ruzitska wurde für seine Pläne von entscheidender Bedeutung. In Veszprém wurde er auch mit Bihari und Csermák — beide hervorragende Vertreter der ungarischen Musik jener Zeit — bekannt.

Während die aufblühende ungarische Literatur zur Zeit Sebestyéns bereits über eine gewisse Öffentlichkeit verfügte, wurden die Werke der ungarischen Komponisten — mit Ausnahme von 8—10, teils im Ausland bereits im Druck erschienenen Klavierheften — fast ausschließlich handschriftlich, oder durch das Gehör verbreitet. Es bestand die Gefahr, daß die Werke eines Lavotta, Csermák (beide starben kurz vorher), oder Bihari bald der Vergessenheit anheimfallen, wenn nicht etwas zu ihrer Rettung unternommen wird.

Solche Überlegungen brachten Sebestyén auf den Gedanken, eine Gesamtausgabe der ungarischen Musik seiner Zeit zu veröffentlichen.

Zu diesem Zwecke regte er die Herausgabe der Veszprémer Weisen an und führte die damit verbundenen Arbeiten bald fast ausschließlich allein durch. Die Kosten der Drucklegung der ersten Hefte brachte er aus Spenden zusammen. Der Betrag der späteren Hefte wurde vom Verkaufspreis der früheren bestritten. Die in der Sammlung veröffentlichten Musikstücke, ursprünglich größtenteils für Violine gesetzt, wurden von Ruzitska gesammelt, für Klavier bearbeitet und zur Drucklegung vorbereitet. Das erste Heft erschien im November 1823, das fünfzehnte und zugleich etzte im Juli 1832. Nachdem am 18. Februar 1833 erfolgten Tode Ruzitskas, des Leiters der Sammlung, wurde das Erscheinen der Hefte eingestellt.

Die Stifter der Spenden zur Drucklegung der ersten Hefte vereinigte Sebestyén am 12. Mai 1824 in der Veszprémer Musikgesellschaft. Präsident wurde Johann von Rohontzy, königlicher Rat, Vizegespan, später Abgeordneter des Komitates Veszprém, eine großzügige Persönlichkeit, Vertrauter des Palatins Josef, der in seinen Mußstunden dichtete und theologische Studien schrieb. Die Mitglieder der Musikgesellschaft — Bezerédj, Dombay, Ányos, Festetits, Noszlopy, Horváth, Kún, Vetsey, Kamondy, Boronkay, Pap, Karátson, Hollósy, Királyföldy, Zsoldos u. a. m. — gehörten ausschließlich dem Kleinadel an, dem Stande, der zu jener Zeit allein für die Sache der nationalen Kultur eintrat. Es war eine geschlossene Gesellschaft literarisch gebildeter Grundbesitzer, Komitatsbeamten, Juristen u. a. m. durch Verwandtschafts- und Freundschaftsbande eng verbunden, deren Namen wir in den Annalen der Stadt und des Komitates Veszprém oft begegnen.

Zur Sicherung des Absatzes der Hefte in den benachbarten Komitaten wurde die Mitarbeit dortiger Amtskollegen, gleichfalls fast lauter bedeutender Männer, in Anspruch genommen. Im Komitate Zala nahm sich der Sache kein geringerer, als der Dichter Alexander Kisfaludy an, der Verfasser der Himfy-Lieder, vorher Leutnant der ungarischen Garde in Wien, Adjutant des Palatins Josef während der Insurrektion im Jahre 1809 gegen Napoleon, auch selbst ein passionierter Geiger. In Wien mit Haydn und Beethoven persönlich bekannt geworden, komponierte er einen ungarischen Insurrektionsmarsch und zwei ungarische Tänze.

Das zu jener Zeit unerläßliche Wiener Protektorat der Musikgesellschaft übernahm Ignaz von Márkus, Grundbesitzer in Veszprém, Referendar der ungarischen Hofkanzlei in Wien und Amtskollege des mit Beethoven befreundeten Nikolaus Zmeskall von Domanovetz. Aus Dankbarkeit wurde das zehnte Heft Frau von Márkus, geborene Anna Vajda von Rábabogyoszló gewidmet.

Die übrigen Hefte wurden Damen des Hochadels gewidmet, meist solchen, die im Komitat Veszprém begütert waren oder eine führende Rolle in der nationalen Bewegung spielten. So erschien das zwölfte Heft mit einer Widmung an die Schwester des Grafen Stefan Széchenyi. Die Widmung erfolgte brieflich, worauf die Damen gleichfalls brieflich dankten. Diesen Briefwechsel veröffentlichte Sebestyén später in seinen in der Zeitschrift »Tudományos Gyűjtemény« erschienenen Berichten über die Tätigkeit der Gesellschaft.

Die Hefte hatten Erfolg und erfreuten sich großer Beliebtheit. Anerkennende Rezensionen erschienen in der Zeitschrift »Tudományos Gyűjtemény« von Gabriel Mátray, einem Bahnbrecher der ungarischen Musikwissenschaft, in der Zeitschrift »Hasznos Mulatságok« (»Nützliche Unterhaltungen«) vom Schriftleiter des Blattes Stefan Kultsár und in der Wiener »Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode«. Auch Csaplovics berichtet über die Musikgesellschaft in seinem erwähnten Werke.

Im Jahre 1829 wurden in Paris, anlässlich des ungarischen Balles des Gesandten der Monarchie, Grafen Anton Apponyi, Tänze aus den Veszprémer Weisen gespielt. Der von seinen Reiterbravouren bekannte Graf Moritz Sándor wohnte diesem Balle gleichfalls bei; er legte den Weg von London bis Paris zu Pferd — die Überfahrt zu Schiff mit eingerechnet — in 32 Stunden zurück.

Die Hefte der Veszprémer Weisen enthalten langsame und lebhafte ungarische Tänze im Werbungsstil, insgesamt 135 Nummern, in der Mehrzahl von folgenden Komponisten:

Johann Lavotta, einer adeligen Familie entstammend, Violinvirtuose, erster Anwender der sogenannten »Ungarischen Skala« in seinen Werken, einer der liebenswürdigsten Begabungen seiner Zeit; Anton Csermák, unehelicher Sohn eines ungarischen Magnaten, in Wien zum Violinvirtuosen ausgebildet, ein genialer aber unsteter Geist, der das Land von einem Herrensitz zum andern wandernd durchstreifte, bis er verarmt und herabgekommen in Veszprém sein Leben beendete; Johann Bihari, der berühmteste Zigeuner seiner Zeit, der während des Wiener Kongresses vor den versammelten gekrönten Häuptern Europas spielte, selbst ein ungekrönter König seiner Kunst, von Beethoven bewundert, überall gefeiert, bis ein Armbruch seiner Laufbahn ein jähes Ende machte; Markus Rózsavölgyi, ein feiner Salongeiger, der seine einschmeichelnden Weisen meist allein, ohne jede Begleitung vortrug; Johann Svastics, ein musikliebender Edelmann und fruchtbarer Liebhaber-Komponist; Ignaz Ruzitska, der Leiter der Sammlung, gleichfalls bedeutender Violinvirtuose, der bereits 1813 ein Violinkonzert von Rode öffentlich in Veszprém spielte.

Außer diesen, zu jener Zeit beliebtesten Meistern sind in der Sammlung noch Georg Arnold und Franz Krommer nebst einigen Dilettanten vertreten.

Neben Ruzitska lieferten für die Hefte noch vier Komponisten aus Veszprém Beiträge. Diese sind: Josef Kleinmann (1775—1841), Geiger und Fagottist, später Regenschori der bischöflichen Kathedrale in Veszprém, ein gewandter Kirchenkomponist; Johann Stirszyk (1799—1837), Musiker und Organist der Domkapelle, gleichfalls als Kirchenkomponist tätig; Paul Taródi († 1828), ein im jugendlichen Alter

(im Jahre der Drucklegung seines Erstlingswerkes) verstorbener Student, Sohn des Domkapitel-Anwaltes; Amalie von Bezerédj (1804—1837), die Gattin des oppositionellen Abgeordneten des Reformparlamentes 1825, Stefan von Bezerédj. Sie wirkte neben Therese Brunswick bahnbrechend für den Ausbau der Kleinkinderpflege in Ungarn und schrieb das erste ungarische Kinderbuch (»Flóri könyve«). Wahrscheinlich war sie Schülerin Ruzitskas. Im Alter von neun Jahren spielte sie am 13. Dezember 1813 in Veszprém ein Klavierkonzert von Mozart mit Orchesterbegleitung — wahrscheinlich war es die erste öffentliche Aufführung eines Klavierkonzertes von Mozart in Ungarn — in einer der erwähnten musikalischen Akademien unter der Leitung von Franz Kemény; sie schrieb auch einige Erzählungen.

Die Veszprémer Weisen haben in unseren Tagen nur mehr geschichtlichen Wert, doch bleiben sie stets ein beachtenswertes Dokument der nationalen Bewegung zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

OSZK

Nemzeti Széchényi Könyvtár

PREMIERE

VON ALEXANDER MÁRAI

Eine Stunde verging schon, seitdem das Kind auf die Welt kam. Die Pflegerin wickelte es ein und ging zum Frühstück, denn das Leben geht weiter mit all seinen herrlichen Gewöhnlichkeiten und Nebensächlichkeiten; nichts kann seinen Lauf hemmen, nicht einmal ein Miniaturweltereignis, wie die Geburt eines neuen Menschen. Der Säugling liegt unbequem in seinem Stechkissen und langweilt sich. Die Verwandten beugen sich über ihn, und suchen bekannte Züge in seinem Gesicht. Die Wahrheit aber ist, daß das Kind in diesem Augenblick noch niemandem ähnlich sieht, es ist weder Emmerich, noch Eva verwandt, es entschied noch nicht über die Ähnlichkeit und blickt mit zurückhaltender Gleichgültigkeit vor sich hin. Der Säugling ist nun, in der ersten Stunde seines Lebens, noch Verwandter der ganzen Menschheit. Jetzt ist er noch das Modell, Modell des »homo sapiens«, der »Mensch« gleichsam in Entwurf, ein primitives Konzept. Nun könnte er noch allerlei werden. Bald wird er Hänschen sein, dieses gewisse eckelhafte, oder goldige, gescheite oder vorwitzige Hänschen. In dieser ersten Stunde seines Lebens aber ist er noch so frei, wie er nie mehr wird. Nach einigen Tagen hat er bereits Sympathien und Antipathien, findet den Tabakgeruch Onkel Desiders abscheulich, und liebt den Milchgeruch der jungen Mutter. In diesem Augenblick liebt er noch nichts und niemanden. Große Sache, mein Lieber! — denke ich, während ich bei seiner Wiege sitze. — Du bist nun und noch einige Stunden, vielleicht bis zum Augenblick der ersten Fütterung, der größte Herr auf dieser Welt. Du bist noch niemandem etwas schuldig. Sobald du den ersten Schluck Milch aus der Brust deiner Mutter gesogen hast, bist du bereits ihr Schuldner, hast dich den Menschen verbunden, hast Wünsche, Liebe und Haß. Jetzt ist er noch rein, und rein nicht nur im Windel-Sinne des Wortes. Seine Nägel sind lang, die Haare dicht, das Gesicht voll und rot. Er kommt aus dem Glück, der Geborgenheit, aus der einzig glücklichen Zeit des Lebens, aus der vollkommenen Bewußtlosigkeit; ja, er kommt ein wenig aus dem Tod. Natürlich brüllte er, als er ankam. Recht hat er! — denke ich — auch ich würde brüllen. Mit seinem ersten Blick sah er die Sommersonne, doch selbst die Sonne gefiel ihm nicht. Ahnt er etwas? Schon horcht er auf, und kratzt sich. Ich räuspere mich und spreche leise zu ihm:

— Willkommen! Ich bin Onkel Alexander. Dies da ist das Zimmer im Sanatorium. Dort im Bett liegt deine Mutter. Danke, es geht ihr gut. Ja, sie liebt dich, das ist gewiß. Alles andere ist ungewiß. Auch ich weiß nicht viel mehr. Dein Vater lustwandelt draußen im Flur, und empfängt mit zufriednem Gesicht die Glückwünsche. Er ist furchtbar stolz; freilich hat er auch ein Meisterwerk vollbracht! Das verstehst du doch nicht. Wir schreiben Neunzehnhundertundfünfunddreißig nach Christi Geburt, falls du es nicht wissen solltest. Natürlich weißt du es nicht, deine Zeitrechnung beginnt irgendwo früher, am Anfang der Zeiten. Nun rechnest du noch mit dem Unendlichen, mit dem Nichts. Bald mußt du es dir angewöhnen, mit dummen irdischen Massen, mit ein-zweitausend Jahren

zu rechnen. Deine Augen sind blau ; vermutlich weißt du auch das nicht. In einigen Tagen ändert sich ihre Farbe ; dann sind bereits hundert Kleinigkeiten in deine Augen gefallen, Licht, Farben und Linien, von denen sie finster werden, gleichsam vor Zorn und Verwirrung. Nun sind sie noch blau, herrlich blau ; es gibt kein »wie«, keinen Vergleich für dieses Blau, das nicht Himmelblau ist und nicht blau wie ein Bergsee ; deine Augen sind einfach blau, wie die Augen eines Neugeborenen, eine Stunde nachdem er die Welt erblickt hat. Ich kann dich beruhigen, du hast alles, was man fürs Leben braucht. Hände, Füße, eine komplette Ausrüstung. Jetzt hängt schon alles von dir ab, mein Lieber. Es wird kein großes Vergnügen sein. Sehnsucht wird es sein, ewige Sehnsucht, Schmerz, Unbefriedigtsein, Zorn und Aufwallung ; und zuweilen ein kurzes Flimmern von dem wunderbaren Schein, für den es sich vielleicht lohnt, zu leben ; wenn du für einen Augenblick irgend etwas oder irgend jemanden liebst. Aber auch das wird anders sein, wie du dir vorstellst, nicht so pathetisch, viel schlichter, sachlicher. Nun, ich will dich nicht erschrecken. Du bist haargenau wie ein Mensch. Weder schön, noch häßlich ; du bist eben ein Mensch. Man könnte auch sagen : für einen Menschen bist du gerade genug vollkommen . . . Deine kleinen Organe, das wunderbare Herz, die unfaßbaren Drüsen, die vibrierenden Nerven, alles arbeitet bereits in vollkommenem Zusammenklang. Diese kleine Maschine, dein Herz, das schon seit einigen Monaten und einer Stunde schlägt, wird bis zur letzten Stunde so gehen, ohne einen einzigen Takt auszulassen, hoffentlich viele-viele Jahre. Jetzt aber ist es viel vollkommener, als es jemals werden kann, wenn du auch noch so acht gibst und es abhärtest. Die Aufgabe, zu der es sich rüstet, ist für einen Herkules bestimmt ; es muß das Leben durchdienen. Die frischen Zellen deines Körpers können nun noch alles ertragen ; du kommst aus dem Vorhof des Todes, der zugleich auch der Vorhof des Lebens ist, denn im Unendlichen herrscht Raumknappheit. Meine Ratschläge sind folgende : rauche nicht, trinke keinen Alkohol, lebe mässig . . . Ach, du, ich weiß garnichts. Lebe, wie du eben kannst. Ich sage auch nicht, du sollst »brav«, »streu«, oder »fleißig« sein ; du wirst gewiß auch brav und treu sein, und inzwischen auch unverschämt und niederträchtig. Du wirst eben ein Mensch sein. Warum siehst du mich so kühl an? Gefällt es dir nicht? Man muß es ertragen, Freundchen. Allerdings gibt es viele, die es nicht ertragen und durchgehen. Jetzt kennst du noch nicht die Furcht, weißt nicht, wie es ist, wenn es dunkel wird, oder wenn das Essen nicht zur Zeit gebracht wird . . . Ich beneide und bemitleide dich. Ich weiß bereits alles, auch das, daß ich im Besitz dieses meines Wissens wed er viel klüger, noch viel glücklicher geworden bin als du hier bist, in dieser feierlichen Stunde des Lebens, bei der Premiere. Dein Auge kennt jetzt noch keinen Unterschied zwischen der Weckeruhr und mir, Onkel Alexander. Aber sieh, schon steckst du die Finger in den Mund ; du möchtest etwas . . . Schon fängt es an. So beginnt es. Was willst du, mein Süßes? Etwas Milch? Ja, etwas Milch, dann einen Ball, ein Holzpferdchen, eine goldene Uhr, ein Familienhäuschen, ein Auto, Bargeld, deines Nächsten Gut, Gold und Frau. So beginnt es und so geht es weiter. Du kannst nichts dafür. Weißt du, wo du lebst? Auf der Erde. Das hast du dir gut ausgesucht, mein Lieber. Du lebst auf der Erde ; das ist so ein Stern, mit Meer und Festland ; nicht etwa ein bedeutender und erstklassiger Stern, nur ein zweitklassiger Planet eines Sonnensystems, unter Milliarden von Sonnensystemen. Aber wenn dir ausgerechnet dieser paßt . . . In diesem Augenblick, in der ersten Stunde deines Lebens werden überall auf der

Erde Gasbomben gefüllt, damit du auf dieser Erde nicht lange und ruhig lebest ; aber du mußt wissen, daß auch in dir, wie in jedem etwas Unsterbliches steckt und außerdem dein eigenes Schicksal, das von dem der Menschheit unabhängig ist ; ich werde bei dem heiligen Antonius eine Kerze für dich anzünden und hoffe, daß es dir besser gehen wird. Ich hoffe es ; glaube es aber nicht. Denn, siehst du, schon in diesem Augenblick, in der ersten Stunde deines Lebens, wo du so rein und korrekt in unserer Mitte ruhst, und auf deiner Stirne noch der Meteoren Ätherstaub liegt : schon in diesem Augenblick bist du voll von Wünschen, und wer etwas will, muß dafür auch zahlen. Auch du wirst zahlen. Nach allen Zeichen und Gesetzen des Lebens wirst du mich überleben. Ich bin darüber nicht besonders erfreut, aber auch nicht böse. Bitte, wenn du mich überlebst, beschuldige mich nicht sehr streng wegen der Welt, die ich dir als Erbe hinterlasse. Auch ich erhielt sie so, und konnte nur recht wenig an ihr bessern und vervollkommen. Schlafe gut, iß, trink, lebe glücklich, die Welt gehört von diesem Augenblick an auch dir. Erlaube, daß ich sie dir mit der Geste des Hausherrn anbiete, samt Meer, Palmenhain, Dichtung und Gasbombe. Fühle dich wohl in unserem Kreise. Willkommen, mein Lieber, willkommen !

OSZK

Országos Széchenyi Könyvtár

DIE KAVALIERE

VON KOLOMAN MIKSZÁTH

Im adligen Komitat von Sáros bin ich bekannt. Ich komme oft in diese Gegend, unternehme kleine Fahrten, habe ich doch dort Verwandte und Freunde, kleine und große Herren, kunterbunt durcheinander, was übrigens keinerlei Unterschied bedeutet; denn im adligen Komitat von Sáros sind die kleinen Herren große Herren und umgekehrt: auch die großen Herren sind kleine Herren. Sáros ist das Komitat des guten Tones, des guten Benehmens und der Illusionen. Ich habe dort schon oft Bälle besucht, oder mich an einem Bankett beteiligt und immer mußte ich glauben, ich sitze unter hundert Esterházy's, den hohen Aristokraten, obwohl ich mir im Grunde darüber im Klaren war, daß dies lauter Komitatsschreiberlein und kleine Beamte sind, die viel Entbehrungen durchmachen, vielleicht auch insgeheim Hunger leiden; sieht sie aber ein fremdes Auge an, so sind sie bereit und bringen es auch fertig, mit der Grandezza eines Herzogs ihre letzten fünf Gulden loszuwerden.

Genau das Gegenteil ist in der Tiefebene wahrzunehmen, wo man bald mit einer Menge durch und durch nichtsnutziger Kerle Bekanntschaft schließt, lauter wüdenlose Menschen, die sich wegen eines Pfennigs in den Haaren liegen; erst am nächsten Tag erfährt der Mensch, daß jeder von ihnen, sogar der Ärmste, Besitzer von tausend Joch Acker ist. Es ist wohl leicht möglich, ja höchst wahrscheinlich, daß diese Sorte von Menschen nützlicher und lebensfähiger ist, wie unvergleichlich schöner aber ist das Leben dort oben im Kreise jener lebenswürdigen Herren, die es verstehen, sich vornehm zu bewegen und zu sprechen! Das Großtun, die Verschwendung ist ihnen zur zweiten Natur geworden, davon nehmen sie bis ans Ende keinen Abstand; wenn sie dabei also auch zugrundegehen, das fortwährende Glänzen, die Liebe zur Pompentfaltung ist ihnen ein Lebensbedürfnis, das ihre Seelen erfüllt und ihren Geist frisch erhält.

Die Tatsache, daß sie arm sind, ist schließlich und endlich doch nur ein böser Traum, ein Alldruck, aus dem sie sich denn auch in der Regel beim Schlürfen von französischem Sekt aufrütteln, wie der Wohlstand der Reichen der Tiefebene nur eine trockene, leblose Tatsache ist, eine Tatsache, die sich bloß auf den Blättern des Grundbuches breitmacht und zwar in Lettern und Zahlen, die dort nebeneinander aufmarschieren.

Doch wehe, wohin verliere ich mich mit diesen närrischen Vergleichen! Was hat damit ein Hochzeitsbitter zu schaffen, der schließlich und endlich kein Ethnograph, sondern nur Hochzeitsbitter ist? Warum soll er eine Gegend bereden und benörgeln, wenns doch so kommen kann, daß er in dieser beredeten und benörgelten Gegend noch einmal die Rolle eines Hochzeitsbitters spielen kann? Es wird wohl am besten sein, wenn ich mich an die Tatsachen halte, an die Tatsache nämlich, daß mich jüngst mein Freund und Kollege in der Journalistik, Andreas Csapiczky, der unter dem Schriftstellernamen Arator recht hübsche Artikel und Feuilletons schreibt, aufforderte, sein Hochzeitsbitter zu sein.

— Also auch Sie treten in die Reihe der anständigen, ehrbaren Männer?
 — rief ich erstaunt. — Ist es dafür nicht noch ein wenig zu früh?

Csapiczky ist ein fescher, forscher Junge, noch etwas grün und zu sehr Bohemien.

Er schüttelte verneinend den Kopf und deutete damit an, es sei keineswegs zu früh.

— Ich habe im vorigen Sommer in Bártfa die Bekanntschaft eines schönen Mädchens gemacht, einer gewissen Kätchen von Bajnóczy.

— Woher stammt sie?

— Auch sie stammt aus dem Komitat Sáros.

— Blond oder braun?

— Die schönste Blonde der Welt!

— Nun denn, das wäre in Ordnung. Das schwarze Mädchen ist zwar noch schön, aber die schwarze Frau hat etwas Dämonisches in sich. Für alle Fälle nehme ich daher die Ehrung an und will gern Ihr Hochzeitsbitter sein, doch sagen Sie, wo soll die Trauung denn stattfinden?

— In Lazsány, in Kätchens Elternhaus.

— Was sind Kätchens Eltern?

— Kätchen hat eine Mutter, die zum zweitenmal heiratete und die Gattin des Majors Stefan Lazsányi ist, eines Majors im Ruhestand. Dort soll die Trauung stattfinden.

— Und wie kann man dorthin gelangen?

— Bis Eperjes fährt man mit dem Zug, von dort mit dem Wagen.

— Und sagen Sie mal, ist etwas Geld da?

Ich dachte eben, Csapiczky habe Geld weit nötiger, als eine Frau.

Er lächelte glücklich, wie nur ein närrischer Poet zu lächeln vermag.

— Gerade das ist es, worüber die Csapiczkys ihre Bräute nie und niemals befragten! — antwortete er stolz.

— Selbstverständlich, — erwiderte ich — da sie es doch bereits vorher vom Schwager und von der Schnur in Erfahrung gebracht hatten.

Hochmütig erhob er seinen Kopf:

— Die Csapiczkys nie und nimmer! . . .

Damit wollte er sagen, daß die Csapiczkys sich nie in Geldnöten befanden, — für das Gegenteil dieser Behauptung aber halte ich derart glänzende und überzeugende Beweise in der Hand (wenigstens was die Person Andreas Csapiczky betrifft), daß er es für richtig und angebracht fand, seinen begonnenen Satz folgendermaßen fortzuführen: » . . . die Csapiczkys heirateten niemals aus Geldnöten!«

Hm! Die Csapiczkys! Es war, als hätte er gesagt: die Wittelsbacher haben niemals aus Geldnöten geheiratet. Diese kleinen großen Herren des Komitates Sáros haben etwas an sich, was entschieden an Don Quichote erinnert. Im allgemeinen ist schon die unstreitbare Tatsache äußerst interessant, daß in diesem Fall ein junger Mann aus Sáros ein Mädchen aus Sáros heiratet, denn die Sároser — dies ist weithin bekannt — heiraten stets in einem andern Komitat; sind es Mädchen, so stammt ihr Gatte gewiß aus einem andern Komitat, sind es Männer, so halten sie in einem andern Komitat Brautschau. Selbst die Kannibalen fressen einander nicht. Ein sterbender Bauer sagt zu seinem Sohn: »Im Land gibt es genug zerbrochene Fenster und Töpfe, alle lasse ich Euch zum Erbe.« Auch der sterbende Herr ist nicht viel geiziger: auf der Welt

gibts genug gute Partien, alle läßt er seinen Kindern zum Erbe. Die aus Sáros pflegen eben nur in Sáros geboren zu werden, ihr Leben aber leben sie anderwärts und es wird wohl recht schwer sein, sie am jüngsten Tag alle zusammenzutreiben.

Csapiczky arbeitete früher bei einer Zeitung mit mir und schon damals hatte er keinerlei Ähnlichkeit mit den Journalisten alten Schlages, die in zerfranster Hose und abgetragenen, krummgetretenen Schuhen einhergehen, oder in schäbigen Röcken, wie der Baron Siegmund Kemény, über den die berühmte Werbestrophe der Nachwelt überliefert wurde :

*Und ist sein Rock auch fadenscheinig,
Er ist doch mit Franz Deák einig.*

Csapiczky war elegant. Ein Gott, ein Rock, — doch sah dieser eine, einzige Rock stets so aus, als hätte er soeben die Werkstatt des Schneiders verlassen. Csapiczky befehligte sich eines vornehmen Benehmens und war daher der Ballberichterstatter des Blattes; er war unser Reporter und imponierte mit seiner noblen, feinen Gestalt, mit der herrischen Tonart, die ihm natürlich war, selbst den größten Herren gegenüber. Als Reporter hatte er überallhin Zutritt und drang an jedem Ort vor, von den Boudoirs der Damen bis zum Papierkorb des Königs.

Der gutgebügelte Zylinder und die glänzenden Lackschuhe tragen den Menschen aus seiner einfachen Umwelt in eine andre, höher hinauf, oder tiefer hinunter. Gewiß sind die anständigen, verlässlichen Schuhe mit den verkrümmten Absätzen viel wert; in diesen kann sich der Mensch sicher bewegen, denn was vom Absatz fehlt, ergänzt die Scholle, auf die man tritt. Unser braver Csapiczky hielt es mit den nichtsnutzigen, hohlköpfigen Herrchen der Gentry, mit der sogenannten »Packfong-Aristokratie«; er war voll von Charlatanerie, Großtuerei und hatte große Schulden.

Zweifellos könnte er recht dringend eine gute Partie brauchen.

Neben der Sároser Windbeutelei besaß er manche Züge eines Bohemiens. Er hatte die Fähigkeit, seine Armut in köstlicher Weise zu verdecken (dies ist so Sache des Windbeutels aus dem Komitat Sáros), doch konnte er diese auch glänzend präsentieren (dies wieder ist Sache des Bohemiens). Als wir einmal gegenüber dem Herausgeber in Streik traten und am 25. eines Wintermonats die Redaktion alle zugleich verlassen wollten, erhob sich Csapiczky, bat ums Wort und führte aus :

— Es wäre purer Unsinn, die Redaktion am 25. zu verlassen, außerdem aber ist dies in der Weltgeschichte beispiellos. Ich schlage vor, meine Herren, noch eine Woche zu warten.

— Aus welchem Grunde? — opponierten die Revolutionäre. — In einer Woche wird sich unsere Lage nicht gebessert haben und genau so schlecht sein, wie heute!

— Jawohl, ganz richtig, doch kommt inzwischen doch der Erste. Warum hätte Napoleon III. seinen Staatsstreich wohl gerade am 2. Dezember durchgeführt? Was denken die Herren darüber? Nur aus dem einzigen und sehr einleuchtenden Grunde, damit er am Ersten noch sein Gehalt als Präsident beheben könne.

Dieser amüsante Fall fiel mir nur darum ein, weil die Trauung auf den 3. Oktober des vorigen Herbstes anberaumt worden war. Am 2. Oktober begaben wir uns somit auf den Weg und kamen ohne Widerstände und Abenteuer in Eperjes an. So zerfahren und konfus wie im Vorjahr war die Natur schon lange nicht; den Herbst beging sie im August, den Sommer im Oktober. Wir hatten bis Eperjes eine herrliche Fahrt, die Sonne leuchtete heiß und prächtig hell, sie strahlte geradezu auf uns herab, und überglänzte mit ihrem Lächeln die sanften Berge, die uns entgegensprangen, wie vorausgesandte Pagen von Bergriesen, die dem Wanderer aus weiter Ferne entgegenblauen.

In Eperjes kamen wir am Nachmittag an und hatten besprochen, daß wir im Wirtshaus übernachten und unseren Weg am Morgen mit dem Wagen nach Lázvány zur Trauung fortsetzen. Csapiczky war den ganzen Nachmittag vollauf beschäftigt, er durchwanderte unablässig die Stadt, daß der Schweiß ihm von der Stirn rann.

Ich sah ihn die ganze Zeit nicht, erst beim Abendessen und wunderte mich sehr, daß er schläfrig war und prahlte: »Was für einen langen Schlaf werde ich heute haben!«

— Sie werden schlafen? In der Nacht vor Ihrer Trauung? Dies hab ich noch nie gehört.

— Erst recht, — meinte er ruhig — denn in der Nacht, die der Trauung folgt, kann man nicht gerade schlafen.

Am Morgen weckte er mich früh, wir mögen uns auf die Beine machen, ich soll rasch mein Frühstück verzehren, denn der Weg bis Lázvány sei nicht gerade der beste, vorgestern sei in der Gegend ein starker Gußregen gewesen und der Seitenweg voll Dreck.

Er blickte auf seine Uhr.

— Donnerwetter, wir müßten wenigstens schon auf dem Weg nach Lázvány sein! Ich könnte wetten, daß man die Braut bereits anzukleiden begann.

— Dann ziehen wir also los. Haben wir schon einen Wagen?

— Der Wagen steht hier vor dem Wirtshaus. Während der Fahrt werden sich die andern Gäste zu uns gesellen. In Ortva treffen wir meinen Vater und meine Schwester.

So sprang ich rasch aus meinem Bett.

— Soll ich mich hier ankleiden, oder wird es auch dort einen Platz geben? — fragte ich.

— Aber selbstredend. Bei den Alten meiner Braut gibt es fünfzig und einige Zimmer.

Fünfzig und einige Zimmer! Zum Teufel! Dies ist in der Tat kein Scherz!

Noch mehr in Erstaunen versetzte mich das prächtige Gefährt, das uns vor dem Wirtshaus erwartete. Vier unruhige Rosse scharrrten ungeduldig den Boden, bewegten sich in den kunterbunten Riemen und Bändern ungebärdig und warfen zeitweise schäkernd ihre Häuse empor, deren Mähnen mit bunten Streifen verbrämt waren.

— Wem gehört denn dieses schöne Gespann?

— Jetzt gehört es uns.

— Ist es das Ihre?

— Könnte ich nicht gerade behaupten, — lehnte er die angenehme Verdächtigung mit sauerem Lächeln von sich — aber es ist doch gleich, ist keine Frage, und schließlich kann ein Csapiczky seine Braut nicht in einem zweispännigen Wagen fahren. Die Csapiczkys sind eine vierspännige Familie.

Der Hoteldiener lud unsre Koffer auf, der kleine, gutgeschweifte ungarische Wagen war bald voll, außerdem hielten wir noch vor einigen Läden, aus denen man verschiedene Pakete brachte, aus der Blumenhandlung einen Karton, bei der Sparkasse aber begab sich Csapiczky in eigner Person hinauf und kam in kurzer Zeit mit einem schweren Futteral zurück.

— Nun können wir losfahren, nur müssen wir noch die Tücher für die Zügel der Pferde kaufen und die kleinen Sträuße für die Peitschen.

Unser Weg führte nach SÓVÁR, zur rechten Hand zeigte Csapiczky das Waldhäuschen, die größte Sehenswürdigkeit von Eperjes, die drei Dichter in ihren Liedern besangen. Hier und dort, überall gab es etwas zu sehen. Im allgemeinen ist SÁROS ein schönes Komitat, ein wirklicher Garten, Park folgt auf Park, Kastell auf Kastell, und der Mensch begreift nur nicht, wo sich die Domänen befinden, die zu den Kastellen und englischen Gärten gehören?

Von rechts und links, auf den Seitenwegen der Täler, die sich weiß dahinschlängelten und sich Adern gleich der Landstraße einfügten, nahe und fern wurden die Gespanne der Herrschaften sichtbar. Manche von ihnen waren noch so weit, daß es den Anschein hatte, als wären sie ein Hirschkäfer, der sich langsam fortbewegt; auf denen, die näher waren, zeigten aufgespannte farbige Sonnenschirme, daß Damen auf ihnen Platz genommen hatten.

Csapiczky wußte von allen zu sagen, wer sie sind.

— Die kommen alle zur Hochzeit — sagte er. — Dort sehen Sie Frau von Nedeczky mit ihren beiden Töchtern. Die eine von ihnen ist meine Brautjungfer. Am Randes des Gebüsches kommt mit seinen beiden Grauen Onkel Nikolaus Bogozy angefahren. Er ist ein humorvoller, stets zu Scherzen aufgelegter alter Herr und hat immer Schmackhaftes auf Lager. Er ist die Seele jeder Gesellschaft.

— Ist er etwa ein geistreicher Mann?

— Dies keineswegs, doch abgesehen davon, versteht er es glänzend und köstlich, fernes Hundegebell nachzuahmen und im allgemeinen auch andre Tiere, wenn er aber die Liebe der Schweine nachahmt, so kann sich kein Mensch des Lachens enthalten und bekommt vor unbändigem Lachen Seitenstiche.

Manches Gefährt, das in unsrer Nähe war, warteten wir an den Wegkreuzungen ab. Csapiczky stieg aus und umarmte die Gevatterschaft, mit den Lutheranern wechselte er sogar Küsse, und so mancher lustige Herr nahm ihn huckepack und ließ seine Knochen krachen: »Servus, Du Skribler, sei begrüßt, Brüderchen! Vitaj pán brat!« — riefen sie in slowakischer Sprache, denn die Sprache des Komitates SÁROS ist eben ein solches Kauderwelsch. Auch früher sagte man schon hier: »Treibe doch die Kravitschka hinaus auf die Luka!« (Treibe doch das Kühlein hinaus auf die Weide.) Nun aber mischen sich selbst englische Worte in die Sprache, seit die aus dem Komitat SÁROS bis nach Amerika vordringen und von dort wieder zurückkehren.

Bei diesen Begegnungen machte er auch mich mit den einzelnen Familien bekannt.

— Die Pruszkays, — sagte er und stellte zwei rotbäckige Herren vor — Pruszkay von und zu Tass, aus dem Geschlecht der von Tass. Sie können es nachweisen — setzte er begeistert hinzu.

— Nun muß ich dies aber ganz entschieden in Abrede stellen, — bemerkte lachend der eine Pruszkay des Geschlechtes der von Tass — aber auch Ihr wäret keineswegs in der Lage, mit Zeugnissen nachzuweisen, daß wir nicht aus dem Geschlechte der Tass stammen.

In einem großen, geräumigen Landwagen, den vier schwarze Rappen zogen, saß Frau von Szlimóczy mit ihren Töchtern, zwischen unendlich vielen Schachteln. Was für entzückende drei Jungfrauen aber waren das, mit reizenden Stumpfnäschen, pikanten, unregelmäßigen und doch süßen, erfrischenden Gesichtchen!

— Wittve von Szlimóczy, — erklärte mir der Kollege — eine große Familie aus dem Geschlechte der von Kund. Ihr Wappen ist ein siebengeteilter Schild, an die sieben Führer erinnernd, die unsere Ahnen ins Ungarland geführt haben.

Die Mama, die die Abkömmlinge der sieben Führer weiterführte, spielte mit ihren Töchtern im verglasten Wagen Whist und betrachtete von Zeit zu Zeit durch ihr Lorgnon die Landschaft. Mit einem Wort, die ganze Familie von Szlimóczy machte einen recht vornehmen Eindruck.

Beim vierten Dorf vereinigten wir uns zu einer richtigen schlängelnden Prozession, einer gewaltigen Reihe von Landwagen, Landauern, leichten Gefährten und zweiräderigen Vehikeln. Sie fuhren einander vor, riefen einander von einem Wagen in den andern hinüber und hielten einen den andern auf. Jeder hatte eine Kognakflasche mit, oder ein gespicktes Zigarrenetui, voll mit Havannazigarren, die mit dem Silberwappen geschmückt waren.

— Hopp ho! Halten wir ein Weilchen! Wir wollen auf die Gesundheit der Braut anstoßen!

Frohe Menschen, zum Fressen sorglos liebenswürdig waren diese Herren ohne Ausnahme. Jawohl, alle insgesamt und einzeln. Sie verstanden es, mich derart warm zu machen, als lebte ich vom ersten Augenblick meines Lebens unter ihnen.

— Nun, Nikolaus (denn Nikolaus ist mein Name), es ist doch höchst anständig, daß Du in unsre Krajina (Gegend) gekommen bist. Gott grüße Dich unter uns, bist herzlich gern gesehen, Bruder Danziger, willst Du Dir nicht eine Zigarre anstecken?

Man bot mir eine Havannazigarre, die einen Gulden kostete. Der sie mir anbot, bemerkte dazu: Rauchzigarre! Zum Teufel und Donnerwetter! Diese Kerls leben in der Tat auf großem Fuß!

Hielt der erste Wagen, so mußten wir alle stehen bleiben, stiegen in solchen Fällen der Reihe nach ab, und die Kognakflaschen begannen ihre Runde. Bogozy wurde angehalten, an Ort und Stelle seine Künste als Imitator von Hundegebell darzubieten; zunächst widersetzte er sich der Bitte, als man ihm aber sagte, ich sei es, der ihn hören will, ließ er sich nicht weiter nötigen und begann so naturgetreu zu bellen, daß der Mopsel der Frau von Nedeczky, den sie überall mit sich führte, ihm zu antworten begann.

Da ich der einzige Fremde war, strengte sich jeder an, mir zu Gefallen zu sein, und selbst Frau von Nedeczky schickte mir ein Bonbon mit dem einen Herrn von Pruszkay herüber, der vor ihrem Wagen Posto gefaßt hatte, um mit ihr etwas zu plaudern.

— Setzen wir unsern Weg fort, meine Herren, fahren wir weiter, meine Herren! — rief Csapiczky.

— Oho, der Bräutigam ist schon recht ungeduldig!

— Dabei ist der Abend noch ziemlich weit.

— So trinken wir noch einen Schluck.

Links leuchtete die eine Ecke eines Kastells weiß mit rotem Dach zwischen Eichen und Tannen hervor, und auf dem Weg erschien ein Reiter.

— Hurrah! — wurde gerufen — Stefan von Domoróczy! Warten wir den Stefan von Domoróczy ab!

— Alles in Ordnung, wir wollen ihn abwarten.

— Gibts noch Kognak?

— Der Stefan führt gewiß welchen mit sich.

Wir erwarteten somit Domoróczy, dessen Name einen wundersamen Klang hatte und fast zauberhaft wirkte. Selbst die Damen stiegen aus den Wagen und hielten einen wahrhaftigen Cercle auf der Straße ab, als wäre das ganze Komitat Sáros ein einziger riesiger Salon.

Im nahen Birkenwäldchen flog eine Menge Fasanen auf und verschwand in der Ferne; der eine Herr von Keviczky holte im Nu sein Gewehr aus dem Wagen und reichte es mir.

— Freundchen, willst Du nicht auf sie schießen?

— Vielen Dank, ich will nicht.

— Dann werde ich sie erledigen.

Er lief hin, erlegte einen Fasan und brachte ihn dann in großem Triumph heran.

Die Fräulein von Szlimóczy bedeckten ihre Gesichter und brachen angesichts des blutenden Vogels in Tränen aus. Mama Szlimóczy selbst schalt Keviczky:

— Sie sind ein grausamer Tiger! Ida, nimm die zweite Quadrille zurück, die Du mit Keviczky hättest tanzen sollen.

— Ich nehme sie zurück — sagte Ida untertänig.

Keviczky verneigte sich melancholisch, wie ein mittelalterlicher Ritter, den eine Königin verbannt hat.

Eben kam ein Zigeuner mit seinen beiden Jungen des Weges.

— Hier, nimm! — sagte Keviczky und reichte ihm den Fasan.

Der Zigeuner grinste, beroch den Vogel und da er fand, daß er frisch sei, sah er Keviczky erstaunt an.

— Er gehört Dir, du darfst ihn mitnehmen.

Inzwischen spielten der eine Prúszkay und wie ich denke, Herr von Vidaházy — denn ich erinnere mich nicht mehr genau an die Namen — grad-ungrad in Zehnguldenbanknoten, damit die Zeit nicht ungenützt verstreiche. Man hatte die letzte Ziffer der Seriennummer zu erraten. Sie spielten lächelnd, gewannen und verloren, als wären sie zwei Rothschilds, spielten nicht einmal des Geldes wegen, sondern nur aus Scherz und Neugierde, wer von den beiden mehr Glück haben werde. Wahrlich, es ist leicht zu verlieren, da die Vorsehung das große Pech in der Form von Frauenliebe leicht wettmachen kann und dazu besonders heute reichlich Gelegenheit haben wird.

Endlich kam Domoróczy heran, ein hübscher, reckenhafter Jüngling, lauter Lächeln, lauter lebendiges Leben. Als er bemerkte, daß man ihn erwarte, gab er seinem feurigen Roß die Sporen (die Mutter des Rosses — erzählt man — war Blackston, Metternichs berühmte Stute) und bald erreichte er uns.

Er wurde mit großem Getue und Gerufe begrüßt, man konnte sehen, daß er beliebt war. Auch die Mädchen duzten ihn. Jeder hatte etwas zu sagen, er wurde fast zerrissen.

Doch auch er tat wie alle diese liebenswürdigen Sároser, bemerkte mich, den Fremden zuerst, und beeilte sich, sich mir vorzustellen.

— Stefan von Domoróczy.

— Ein Nachfahr des Führers Töhötöm — ergänzte der neben mir stehende Bogozy.

Auch ich murmelte meinen Namen.

— Laß gut sein, — sagte er lachend — ich kenne Dich schon nach Deinen Photos und gebe es für vieles nicht, daß ich Dich hier nun leibhaftig begrüßen kann.

Endlich konnten wir uns auf den Weg nach Ortva machen, wo der Vater Csapiczky's wohnte, doch konnte ich mich während der Fahrt nicht einiger Sticheleien enthalten.

— Das geht denn doch etwas zu weit — bemerkte ich zu Csapiczky. — Es scheint, als wären die mit Árpád ins Land gekommenen anderen Adelligen alle ohne Kindersegen fruchtlos geblieben und nur die Frauen der sieben Führer hätten Kinder zur Welt gebracht.

— Es scheint in der That so — antwortete Csapiczky matt und blieb dann still, wandte sich aber später an mich, als erdrückte in der Heimatluft die hochmütige adelige Denkweise den Lateiner in ihm : — Sie sind ein guter Mensch und können einer Ameise nichts zu Leide tun, wenn Sie aber in der Lage sind, eine heilige Überlieferung einem schlechten Einfall zuliebe zu zertreten, tun Sie es gewiß.

In Ortva angelangt, mußten wir wieder aussteigen, um Csapiczky's Vater und Schwester zu holen. Die Ortschaft lag zu beiden Seiten der Landstraße, etwa anderthalb Kilometer von ihr, zwischen dichten Bäumen, daß nur die Türme der Kastelle sichtbar wurden. Einige von uns wollten nicht den Umweg machen, doch hatte es Domoróczy endlich herausgefunden, daß in der Polovka — es ist der Name des Flusses — (da in Sáros mit einer gewissen Großtuerei die Wasserader Bach und der Bach Fluß genannt wird) nun kein Wasser fließe ; wir könnten daher über sie setzen und wären eine halbe Stunde früher in Lazsány.

So machte sich denn die ganze Rotte auf ; wir fuhren durch das schöne, saubere Dorf, das slowakische Bauern bewohnten, hübsche Mädels kamen in die Gärtchen vor den Häusern gelaufen und starrten uns neugierig an, hübsche, schlanke, hochgewachsene, blauäugige Mädchen mit flachblondem Haar.

In den Gärten schaukelten nur mehr einige Herbstrosen und Sonnenblumen. Hier und dort reckte sich in königlichem Hochmut ein Herrschaftshaus, zu dem hohe Pappeln führten, dann kam ein schöner Park, der mit Tannen- und Eichengruppen reizvoll bestellt war ; tief drinnen, gleichsam vor den neugierigen Blicken der Bauern geborgen, stand dann das Kastell. Kastelle solcher Art gab es etwa zehn im Dorf, überall mit den stereotyp hinführenden Pappeln, die zu beiden Seiten standen, wie Grenadiere auf Treppen, die zum König führen. Sah man genauer hin, so bemerkte man, daß zwischen dem dichten Laub der Parkanlagen zwei brennende Augen hervorleuchteten, — möglich, daß es nur ein Spiel der Einbildung war, doch meinte ich überall dieses Augenpaar zu sehen. Möge man mich für dumm halten, wenn dies nicht das Auge des sogenannten »Sároser Wachpostens« war, der dem Park entlang aufpaßt, ob der Wagen des Gastes nach der Peripherie der Pappeln einbiegt und der dann die Aufgabe hat, dem Gesinde des Kastells zuzurufen : »Chlapci do liberiji !« (Kinder, in die Livrée geschlüpft !) Der alte Bedienstete verwandelt sich im Handumdrehen in einen feinen Kammerdiener mit glattrasiertem Gesicht, der Bauer, der soeben noch Dünger trug, und vor Augenblicken noch mit Holzhacken beschäftigt war, schlägt nun in weißer Küchentracht Schnee auf dem Küchentisch und präsentiert sich als Mädchen für alles.

Der alte Csapiczky lief uns ohne Kopfbedeckung entgegen, doch war er noch keineswegs alt. Er war ein strammer, biegsamer junger Mann, mit einer Nelke im Knopfloch, frisch herausgewichstem Schnurrbart, jugendlichen Bewegungen, als wäre er der Bruder seines Sohnes.

— Gott zum Gruß, meine Herren und Damen! Es ist für mich in der Tat eine große Auszeichnung. (Er rieb sich die Hände und sein Gesicht strahlte vor Freude.) Aber Sie werden doch wohl die Liebenswürdigkeit haben auszusteigen und meinem bescheidenen Heim die Ehre zu geben? Mein Gott, mein Gott, so viel glänzende Namen! (Er ließ seine Blicke über die Reihe der Kutschen schweifen und sein Herz füllte sich bis an den Rand mit Hochmut.) Wie viele Namen, wie viele Namen...

Inzwischen waren auch wir mit Andreas angekommen; er war nicht im geringsten gerührt, als er seinen Sohn erblickte und schüttelte ihm genau so die Hand, wie jedem andern Fremden, reichte sie ihm nach der neuesten Art der Gentry in der gekrümmten Form eines Ferkelschwanzes.

— Guten Tag, auch Euch! — sagte er ihm gemütlich. — Was ist in der Politik los?

— Ich weiß nichts.

— O Ihr verdammten Zeitungsschmierer, nie wißt Ihr etwas, aber jeden Tag lügt Ihr an die zwanzig Spalten. Nun, ich liebe Euch trotzdem und von allem abgesehen — und er umarmte auch mich herzlich und ließ meine Knochen ein wenig krachen (selbstverständlich erst, nachdem mich sein Sohn vorgestellt hatte). — Denn liebte ich Euch nicht, hätte ich Euch meinen Sohn nie und nimmer gegeben. Meinen einzigen Sohn. Ach, wenn seine Mutter leben würde! Seine hochmütige Mutter! Eine Tochter aus der Motesiczky-Familie! (Er sah sich im Kreise um, ob es jemanden gebe, der diese Familie nicht kennt.) Nein, nein, sie hätte nie und nimmer ihre Einwilligung gegeben, ich aber bin ein wahrer Demokrat. Der erste Demokrat in der Familie der Csapiczky. Ich schwöre es und gebe mein Ehrenwort, daß ich der erste Demokrat bin. Ich gab meinen Sohn, trotzdem er alles hätte sein können, wahrhaftig alles! (Er verlangsamte das Tempo seiner Rede.) Solch eine Verwandtschaft! Bitte sich dies nur einmal genauer anzusehen. Wie könnte denn auch der Mensch mit einer solchen Verwandtschaft nicht alles werden? Zum Teufel auch und Donnerwetter, selbst Palatin könnte er werden, wäre die Palatinwürde nicht abgeschafft. Ich höre, daß man sie wieder herzustellen gedenkt. Was ist daran wahr?

— Kein Sterbenswort.

— Schade — antwortete er nachlässig. — Schließlich kann es mir ja schon gleich sein, so oder so. Ich selbst will nichts mehr werden, will es zu nichts mehr bringen, und den Jungen habe ich ohnehin schon hingegeben. Ich tat dies absichtlich, um mit gutem Beispiel voranzugehen... Ein Staat, der seinen Handel und seine Presse aus der Hand gibt und den Fremden überantwortet, ist verloren, wie Polen. Nieder mit Titus Dugovics! Nun ist es nicht mehr Sache des nationalen Heldentums, dem Türken die Fahne zu entreißen, sondern die Feder aus der Hand der Judenbengel zu schlagen. Hm. Ich weiß genau, was ich mache. Nun aber, Ihr Herren, steigt ab... Nur keine Umstände, wenn ich bitten darf, wir wollen zunächst eine Kleinigkeit essen, dann habe ich nichts dagegen, wenn wir aufbrechen.

Er lief zum Wagen der Damen, hob sie der Reihe nach höflich heraus, küßte den Älteren die Hand, stahl mit dem Ulk alter Herren den Backfischen je einen

Kuß, dann reichte er Frau von Szlimóczyky den Arm und führte sie durch den mit Tulpen bepflanzten Hof ins Haus.

Unterwegs setzte er sein Lieblingsthema über die Journalisten fort, sprach nach rechts und links und wandte sich auch nach rückwärts, damit seine Ausführungen auch die hinten Kommenden hören. Es hatte den Anschein, daß es ihn verdroß und er sich schämte, daß sein Sohn nur Journalist war.

— Man sagt von den Journalisten, daß sie lügen. Dies ist nicht wahr. Man muß sich nur auf die richtige Lektüre verstehen. Ich für mein Teil hole mir aus jeder Zeitung die Wahrheit, weil ich es verstehe, in Abzug zu bringen, was der Journalist seiner Parteistellung zuliebe hinzugetan hat. Der alte Franz Deák sagte einmal, das Pressegesetz soll aus einem einzigen Paragraphen bestehen: »Man darf nicht lügen.« Na, der hat es getroffen! Gibt es denn etwas in der Natur, was nicht Lüge wäre? Jeder und alles betrügt. Die Männer betrügen und die Frauen betrügen...

Frau von Szlimóczyky senkte die Augen.

— Csapiczky, Sie sind ein Verläumder und haben eine lose und böse Zunge!

Doch war Csapiczky schon viel wilder in sein Thema hineingestürmt, als daß er mit einer Wendung zum leichteren Konversationston hinüberschwenken hätte können.

— Der Witz besteht gerade darin, — setzte er fort — daß der Mensch das Überflüssige abzurechnen verstehe. Alles ist Sache der Multiplikation, der Addierung und Subtrahierung. Wenn ich all das, was die Menschen von einem halten, davon in Abzug bringe, was er selbst von sich hält, bekomme ich als Ergebnis genau den wahren Wert dieses Menschen. Sehen Sie sich diese Kartoffel an, bitte (wir gingen gerade dem Gemüsegarten entlang), sie sproß, wuchs aus der Erde, wurde jetzt von der späten warmen Witterung irgeleitet und blüht.

In der Tat gab es dort einige Kartoffelsträucher zu sehen. In den Nestern, aus denen man im Sommer die Früchte ausgegraben hatte, waren Knollen zurückgeblieben und die aus ihnen treibenden, mit rosenroten Farben schattierten weißen Blüten schwankten biegsam und üppig auf den dünnen Stengeln und küßten einander.

— Ach, sind die reizend! — rief applaudierend das mittlere Fräulein von Szlimóczyky, beugte sich, pflückte sich eine Blüte und steckte sie sich ins Haar.

Und da nun einmal das mittlere Fräulein von Szlimóczyky, Elise genannt, die schönste Dame der ganzen Gesellschaft war, wurde die Kartoffelblüte sofort zur hohen Mode erhoben.

Die Kavaliere stürzten sich denn sogleich auf die Kartoffelsträucher, im Handumdrehen rissen sie alle erreichbaren Blüten heraus, schmückten die Knopflöcher, und ähnlich taten die übrigen Damen, — ist es doch bekannt, daß ein Narr tausend Narren macht. Der armen Ida blieb keine Blüte übrig, sie mußte Keviczky bitten, ihr die seine zu überlassen — dafür erhielt er vollständige Absolution.

Csapiczky aber setzte sein Thema unbeirrt fort.

— Was bedeuten mir also die Wahrheiten der Zeitungen? Letzten Endes garnichts. Gerade in ihre Lügen bin ich verliebt. Ich erkläre dies feierlich und gebe mein Ehrenwort, daß es sich so verhält. Nehmen wir zum Beispiel die Schlacht bei Mohács, in der übrigens und nebenbei bemerkt auch Paul Csapiczky mit seinen drei Söhnen mitfocht. Wie interessant wäre es doch gewesen, wäre schon damals die Zeitung »Pesti Hírlap« erschienen und hätte über die Dinge

berichtet und zwar in einer Weise, wie sie die Herren Reporter hören und auschnüffeln. Einen Tag dies, den andern das. Tomory übernimmt die Führung des Heeres, Tomory weigert sich, die Führung des Heeres zu übernehmen. Der König ist böse. Tomory schmolzt. Das Blatt »Egyetértés« interviewte heute Tomory. Das ganze Interview ist, wie die »Budapester Korrespondenz« meldet, aus der Luft gegriffen, kein wahres Wort daran. Es scheint, »Egyetértés« habe nur mit einem Pagen Tomorys gesprochen, und so weiter. Mein Gott, steckte jetzt nicht gerade in diesen vielen Lügen die Erklärung und Wahrheit?! Was wären doch, geschichtlich gesehen, diese Lügen wert! Welche Freude wäre es, solche Neuigkeiten jetzt zu lesen! Immer noch hält sich die Nachricht, der päpstliche Botschafter habe dem Vatikan berichtet, »rex non habet calceas« (der König besitze keine Stiefel). »Herr von Zápolya geriet darüber derart in Hitze und wurde — wie unser Berichterstatter aus zuverlässiger Quelle erfährt — derart wütend, daß er Seiner Majestät auf eigne Kosten zwei Paar Stiefel aus Kordowanleder anfertigen ließ.«

— Bist etwas närrisch, Väterchen — unterbrach ihn Andreas und lachte aus vollem Halse über das verworrene Philosophieren des alten Herrn.

Auch der Alte lachte aus vollem Halse, daß ihm die Tränen übers Gesicht rannen; nachdem die eine Träne über seinen Bart geschaukelt war, fiel sie schwarz auf die schneeweiße Weste nieder. Der Teufel mag wissen, wie so etwas passieren kann und wie es sich damit verhält?! Das jüngste Fräulein von Szlimóczky verwunderte sich denn auch sehr über diesen unerwarteten Vorfall, stieß mit dem Ellenbogen sanft ihre älteste Schwester in die Seite und sagte: »Sieh doch, Onkelchen weint Tinte.«

Ein übermütiges Fohlen lief nun gerade über den Hof, knapp vor ihnen und erschreckte die Damen sehr; sie kreischten, schrien und sprangen zur Seite. Das Fohlen war ein schönes Tier mit dünnen Beinen, edlem Kopf und schmiegsamer Figur, und der bunte Klapperriemen auf seinem Halse, den man ihm wohl heute zum erstenmal aufgelegt hatte, schreckte das junge Tier umso mehr und trieb es mit seinem ungewohnten Geräusch noch an, recht mutige Sprünge zu machen und sich toller zu gebärden, — es wollte sich vom Riemen und vom Geknatter befreien. (Ha, kleines Fohlen! Dies ist doch nur ein Vorgeschmack dessen, was Du zu tragen haben wirst: das Pferdegeschirr!)

— Ach, was für ein schönes Tier ist das doch! — rief Domoróczy entzückt. — Wie alt ist es?

— Wahrlich, ich weiß es nicht, mein lieber Junge — antwortete Csapiczky zögernd. — Fasse ich es näher ins Auge, so ist es garnicht mein Eigentum, es hat sich irgendwo freigemacht und lief herüber. He, du Kerl, — rief er einen Burschen an, der in dem Hausflur lehnte — nicht wahr, diese kleine Schindmähre gehört nicht uns?

— Doch, das Tier gehört uns — ereiferte sich der Bursche in slowakischer Sprache. — Wie wäre es denn nicht unser?

— Dann ist also das Fohlen doch mein — ließ es der Hausherr gelten; er tat es müde und übel gelaunt, weil er fürchtete, in den Ruf eines schlechten Wirtes zu geraten.

Mich jedoch blendete und gewann gerade dadurch. Was für ein mächtiger Herr mag es doch sein, der seine Pferde nicht kennt und die Anzahl seiner Besitztümer nicht registriert!

— Fortsetzung folgt. —

DORFELEGIE

LUDWIG APRILY

1.

*Ihr tiefen Schläfer hier am Erlenhange
erkennt ihr mich, ich bin es ja, nicht wahr?
lang, lang, ist's her, mein Gott so endlos lange,
seit euer Leben, Lächeln wirklich war.*

*Seit Jahren sehnte ich's, daß ich doch wieder
ganz altverträut kann wandeln unter euch ;
warum eilt ihr, zu sinken tief hernieder
in mürber Erde Glockenblumenreich?*

*Ich wandert' weit, muß' Blut in Bächen sehen,
ein dürstend müder, rechter Vagabund.
Während im Feld die Sichel Menschen mähen,
ward mir mein eigenes, wüstes Kämpfen kund.*

*Als übers Tal Granaten sausten, häßlich
der alte Boden bebte, wie verstört,
in jener Nacht, fünfjahredauernd, gräßlich,
ihr schließt, nichtwahr, ihr habt es nicht gehört.*

*Bis meine Augen quälend Greuel finden,
im morschen Gitter leis der Grasgrund rauscht ; —
in nervenlosen, dunklen Augengründen
das Bild der alten Welt ward nicht vertauscht.*

*In eurer Augen Zauberhöhlen liegen
gehalten fest, geschützt in sichrer Art,
— als würden sie sich an die Mutter schmiegen —
die Kinderzüge, tief und treu bewahrt.*

*Manch Jahr, es kam, ist wieder fortgegangen,
vergebens ward ich blaß im Herbsteswehn ;
ich leb' darin, das Kind mit roten Wangen,
wie ihr mich einstens immer habt gesehn.*

*O euer rührend und schützendes Pflegen!
Verzaß die Sorge nicht, die euch erfüllt' ;
den Dank, ihr Lieben, bring' ich treu entgegen :
durch traurig Jahre hegt' ich euer Bild!*

*Bewahrt' euch lebensvoll, mit rosgem Munde
und leiste noch ein Zauberstückchen mir :
bei Glockenblumen, in dem mürben Grunde
sei's wohl geschützt, in Lieb' erhalten hier.*

*In eurem Aug' ein Kind mit ros'ger Wange,
ihr Onket, Tanten in dem Totenreich,
ihr großen Schläfer, hier im Erlenhange :
auf Wiedersehn! Der Friede sei mit euch.*

2.

*Und Bruder du, wohl dreißig Jahre bringen
dir tiefen Schlummer, ewiger Träume Hauch
Grasmücken rings und muntre Amseln singen,
schlälfern die Toten — und die Blumen auch.*

*Kein Bild, o Bruder, war von dir gegeben ;
das morsche Gitter, konnt's dein Bildnis sein?
Um doch zu finden, folg' als Spur ich eben
eines Johanniswurmes mattem Schein.*

*Erinnerung, die hatte doch getragen,
das Gitter und den Hügel find ich nicht ;
wo Erde deinen Körper aufgesogen
aus Dorngebüsch die wilde Blume bricht.*

*Erdbeeren rot am Erlengrund erglühen,
das Gänseblümchen hold ein Falter grüßt
und zu den Lilien lüstern Bienen ziehen, —
verschwunden Bruder, sag' doch, wo du bist?*

3.

*O Bruder, der sich in der kühlen Erde
Blumengeheimnis birgt umduftet hier,
O Bruder, den ich niemals finden werde,
warum bist du so nahe doch zu mir?*

*Täglich kam ich hierher als kleiner Knabe
einstmals durch manches froh und schöne Jahr
mit sorglosen Gespielen, und am Grabe
der Hang hier unser liebster Spielplatz war.*

*O Bruder, alle diese kleinen Gäste
gaben auf deine Nähe niemals acht ;
wir sammelten für Hütten frische Äste,
das Lager ward aus dürrem Gras gemacht.*

*Wenn ich nach roter Erdbeerfrucht mich bückte,
mit goldnem Kelch die schönste Lilie fand,
die Hand verwegen eine Rose pflückte
die auf gepflegten Nachbargräbern stand ;*

*Wenn Leute kamen, Gräber neu zu graben,
neugierig sahn wier, wo die Grube lag ;
als Feuerwerk wir angesehen haben
das Kerzenmeer am Allerseelentag.*

*Und nichts stand ferner unsren Spielen, Scherzen,
als Sarg, der Tote, drin, so sonderbar ;
den angeregten, warmen Kinderherzen
das Totenland des Lebens Garten war . . .*

*Hernach : wir irrten, hin und hergetrieben ;
auch dich verließen wir da Kurzerhand.
Bin Opfer von des Wissens Baum geblieben ;
das Leben selbst ward mir ein Totenland.*

*Ich lieb' dich, Bruder! seit wir dich verließen
durch Todeswirbel schreite ich dahin ;
den Anteilmangel, den muß ich nun büßen :
betäubt von Tiefen schwindelt mir der Sinn.*

*O Bruder, höre! Halte mir zu Gute
die Spiele, welche du im Traum gehört ;
ich hab' in frohem Kinderübermute
der stummen Nachbarn Ruhe auch gestört.*

*Vielleicht, wenn manchmal meine kleinen Füße
den Amseln folgend stampften über dich,
vielleicht hattest du noch der Lippen Süsse,
verzeihend über die ein Lächeln schlich!*

4.

*O Brüderlein, du ruhst seit dreißig Jahren
ein namenloses Grab, das ist dein Haus ;
durch dreißig Jahre hast du nichts erfahren
vom grimmen Kampf, den wach wir kämpfen aus.*

*Des Totenweges ruhspendende Gnaden
stifteten dir ein ewig Majorat ;
das Leben warf uns von der Heimat Pfaden,
zum Leidensweg es uns getrieben hat.*

*Vernichtungslüste wirbeln auf der Stelle,
bis ich rebellisch auf mich selbst, der Kain,
der Menschenfeindschaft, der Empörung Welle
trug oft in düstre Urwaldwildnis ein.*

*Lenz, lebenspendend, oder Sommergluten,
sie wärmen kalte Moderknochen nicht,
doch schrecklich ist's, gestraft wenn Herzen bluten
und Danteleid empörter Nerven spricht.*

*Ob uns Abscheu, ob brennend Wünsche quälen,
die milde Insel wir nie nahe sehn,
nur du konntest den grossen Vorzug wählen,
das Herrenrecht: ein jugendlich Vergehn.*

*Und doch wünsch' du, aus Mitleid, meines Lebens
mir noch verblieben Hälfte, meine Zeit
in Tausch: gewiß, du bätest mich vergebens!
Aus Liebe wär ich dazu nicht bereit.*

5.

*Dein Vater, der dich so allein gelassen,
gedenkt noch deiner, trauert immerzu;
beim Abschied sprach er: »Darfst nicht unterlassen:
Pflück' frische Blumen auf den Hügel du!«*

*Für's Grab gibt's Blumen reichlich in der Runde,
ein Farbenmeer fängt schon beim Tore an;
was nutzt es mir, wenn ich im weiten Grunde
dein altverfallen Grab nicht finden kann.*

*Doch diese Reime, die werden dich finden,
statt farbger sind gar düstre Blüten sie:
O Brüderlein, der Blumen Sinn sie künden;
empfange diese Trauerelegie.*

Übersetzt von Árpád Guilleaume

BÜCHERSCHAU

EMLEKKÖNYV KODÁLY ZOLTÁN HATVANADIK SZÜLETÉSNAPJÁRA (*Festschrift zum sechzigsten Geburtstag Zoltán Kodály's*). Herausgegeben von Béla Gunda. Ausgabe der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft. Budapest, 1943. 372 S. Mit Bildnis und zahlreichen Notenbeilagen.

Zum sechzigsten Geburtstag Zoltán Kodály's, des allgemein anerkannten und verehrten Meisters der ungarischen Musik, stellte Universitätsdozent Béla Gunda, der Herausgeber der Zeitschrift »Ethnographia«, einen stattlichen Band zusammen, der dem weltbekannten Komponisten im Rahmen einer Festsitzung der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft überreicht wurde. Den hervorragenden Erneuerer ungarischen Geistes begrüßten in der Form von Aufsätzen aus ihrem besonderen Forschungsgebiet nicht nur führende Vertreter der musikwissenschaftlichen und volkskundlichen Fachliteratur Ungarns, sondern auch eine stattliche Reihe von ausländischen Fachleuten aus allen Teilen der Welt. Das Geleitwort zu dem Bande schrieb Kön. Ung. Kultus- und Unterrichtsminister Eugen von Szinyei Merse. Die Kunst Kodály's würdigt der bekannte Komponist Alexander Veress in einer umfangreichen Studie. Das Ausland ist durch Beiträge von M. Schneider, W. Danckert (Berlin), J. Handschin (Basel), J. Kunst (Amsterdam), J. Krohn (Helsinki), B. Širola (Zagreb), Fujii Seiishin (Tokio), T. Nordlind (Stockholm), R. Kacarova-Kukudova (Sofia), G. Natalletti (Rom) u. a. m. vertreten. Abschließend stellt Johann Bartók das Verzeichnis der Werke Kodály's zusammen. Zahlreiche Beiträge werden von dem Herausgeber, der für seine mühevollen und gewissenhaften Arbeit alle Anerkennung verdient, auch mit Auszügen in deutscher Sprache ergänzt. Der ausländische Leser wird es gewiß bedauern, daß der gehaltvolle Band nicht in einer Fremdsprache erschien.

GESCHICHTE UNGARNS (*Magyarország története*). Von Paul Török. Verlag

der Franklin-Gesellschaft. Budapest, o. J. 232 S.

Verfasser, Professor an der Universität Budapest und Leiter der Bibliothek der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, stützt sich in seiner Geschichte Ungarns für das große Publikum auf die neuesten Forschungsergebnisse. Als seit Jahrzehnten unermüdlicher Teilnehmer der ungarischen Geschichtswissenschaft war er zur Herausgabe eines zusammenfassenden Handbuches für breite Schichten umso mehr geeignet, als er als Leiter des Geschichtlichen Seminars von Prof. Székfü auch mit der Jugend stets in engem Kontakt steht. Török gibt sich keinerlei Illusionen hin, und so baut er organisch an den großen Überlieferungen weiter, die die Meister der ungarischen Geschichtsschreibung in den letzten Jahrzehnten kennzeichnen. Auch die bereits festgelegte, ja erstarrte Abgrenzung der Zeitschnitte versucht er zu lockern, um dadurch die Periodisierung unter Heranziehung neuer Gesichtspunkte weniger mechanisch durchzuführen. Dennoch, oder vielleicht gerade darum treten in seinem Buch die großen leitenden Ideen der ungarischen, ja auch der allgemeinen Geschichte stärker hervor, als in anderen Handbüchern. Das Werk würde zweifellos auch das Interesse des Auslandes verdienen, da Zusammenfassungen dieser Art nur in geringer Anzahl vorliegen.

VERSUCHE ZUR ORGANISIERUNG DER UNGARISCHEN WISSENSCHAFT IM 18. JAHRHUNDERT (*A magyar tudományosság megszervezésének kísérletei a 18. században*). Von Ludwig J. Csóka. Pannonhalma, 1942. 62 S.

Die beachtenswerte Studie, ein Sonderdruck aus dem Jahrbuch der Hochschule der Erzabtei von Pannonhalma für das Studienjahr 1941–42, faßt die Forschungsergebnisse des tüchtigen Kulturhistorikers Ludwig J. Csóka O. S. B. zur Schul- und Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts zusammen. Verf. behandelt die im 18. Jahrhundert immer öfter wiederkehrenden Versuche zur Bil-

dung von staats- und heimatkundlichen Gesellschaften, Akademien, wissenschaftlichen Arbeitsgemeinschaften in Ungarn, die Gründung der ersten gelehrten Gesellschaften und Zeitschriften, ihren Anteil an der Verbreitung der allgemeinen Bildung, die Zusammenhänge zwischen Universität und Gelehrtentum, die Anregungen zur Hebung und Pflege der ungarischen Sprache und schließlich die Vollendung dieser Bestrebungen in der von Graf Stefan Széchenyi ins Leben gerufenen Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Wer sich der ungarischen Gelehrtengeschichte zuwendet, wird die gehaltvolle Studie von Csóka nicht umgehen können.

GRAF NIKOLAUS ZRINYI (*Gróf Zrínyi Miklós*). Von *Árpád Markó*. Verlag der Magyar Szemle-Gesellschaft. Budapest, 1942. 80 S.

Der bedeutendste ungarische Spezialforscher für Kriegsgeschichte, dessen großes Werk, »Ungarisches Soldatentum 896—1914« im vergangenen Jahr auch im Ausland verdienten Erfolg davontrug, trat nun nach dem vorzüglichen Buch über Franz Rákóczi II. mit einer Monographie über Nikolaus Zrínyi hervor. Gerade in dem Verlag der Magyar Szemle-Gesellschaft gab der bewährte Meister der ungarischen Kriegsgeschichte unlängst die Prosaschriften Zrínyis heraus und erweckte dadurch in der ungarischen Öffentlichkeit geradezu fieberhaftes Interesse für den hervorragenden ungarischen Feldherren und Dichter des 17. Jahrhunderts. Sein neuestes Buch ist eine glänzend gelungene Zusammenfassung von eigenen und fremden Forschungsergebnissen, zugleich ein Vorbild gemeinverständlicher wissenschaftlicher Darstellung.

AARON GÁBOR. DAS ANTLITZ EINES HELDEN (*Gábor Aron. Egy hős arcvonásai*). Von *Ladislav Kovács*. Verlag Erdélyi Szépművészeti Céh, Kolozsvár, 1943. 96 S.

Das neueste Werk des Herausgebers der Zeitschrift »Erdélyi Helikon«, Ladislav Kovács, das als Nr. 157 der Veröffentlichungen der Gilde siebenbürgischer Künstler erschien, behandelt den Verteidigungskampf von Háromszék, der engeren Heimat des Verfassers in den Jahren 1848—49, den dieser in den Rahmen einer Biographie Aaron Gábors, der belebenden und führenden

Persönlichkeit dieses Kampfes faßt. Aaron Gábor mobilisierte gegen die zur Unterdrückung des ungarischen Freiheitskampfes heranziehenden russischen Truppen eine geschlossene Mulde des Szeklerbodens, schuf fast aus dem nichts eine Geschützenfabrik und sicherte vor allem durch seinen persönlichen Heldenmut den erfolgreichen Widerstand des Szeklertums und dadurch auch ganz Siebenbürgens. Gábor lebte in der Seele des Ungartums bis heute als Volksheld der Szekler; der sagenhafte Glorienschein, der seine Persönlichkeit umgab, wird durch die Ergebnisse der neueren Forschung bis in die letzten Einzelheiten geschichtlich bestätigt. Die von warmer Liebe durchdrungene Arbeit Kovács' erhebt sich über den Interessenkreis der ungarischen Öffentlichkeit; als besonders zeitgemäß empfinden wir sie heute, und gewiß wird sie auch zur Kräftigung des ungarischen Selbstbewußtseins und des Selbstvertrauens der Szekler wirksam beitragen.

REISE IM SZEKLERLANDE BEI DEN BEIDEN HOMORÓD (*Székelyföldön utazás a két Homoród mellett*). Von *Stefan Jánosfalvi Sándor*, herausgegeben von *Paul Benczédi*. Minerva-Verlag, Kolozsvár, 1942. Bd. I: 169 S., Bd. II: 112 S.

Diese einzigartige erdkundliche Beschreibung erschien als Nr. 7—8 der von Elemér Jancsó geleiteten vorzüglichen Schriftenreihe »Seltenheiten siebenbürgens«. Verfasser, der Unitarierprediger Stefan Jánosfalvi Sándor (1804—1879), machte sich nicht nur als unermüdlicher Organisator, wirkungsvoller Redner und gewissenhafter Seelsorger, sondern auch als Verfasser von kirchengeschichtlichen Werken und Erbauungsschriften verdient. Gewiß bleiben seine Reiseaufzeichnungen hinter der großzügigen Beschreibung des Szeklerbodens von Baron Blasius Orbán stark zurück; dennoch kommt ihnen namentlich bei dem lebhaften Interesse unserer Tage für Dorfleben und Volkskunde ein bedeutsamer Wert zu. Wer sich mit der Erd- und Volkskunde Siebenbürgens, vor allem des Szeklerlandes und dessen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen in den Jahren 1858—1888 befaßt, wird dieses Quellenwerk kaum entbehren können.

LEBEN UND DICHTUNG ALEXANDER REMÉNYIKS (*Reményik Sándor*

élete és költészete). Von *Elemér Jancsó*. Kolozsvár, 1942. 44 S.

Als Nr. 1 der neuen siebenbürgischen Schriftenreihe »Erdélyi Füzetek« erschien die umfangreiche Studie von *Elemér Jancsó*, Prof. des Siebenbürger Wissenschaftlichen Institutes über Alexander Reményik, den bekanntesten und eindrucksvollsten Lyriker Siebenbürgens, von dem auch wir bereits wiederholt Gedichte veröffentlichten. Der bekannte Literaturhistoriker *E. Jancsó*, der sich um den Ausbau der siebenbürgisch-ungarischen literaturwissenschaftlichen Forschungen besonders verdient machte, behandelt die Dichtung Reményiks mit sicherem Können und feinem Nachfühlungsvermögen, wobei er immer wieder auch den erlebnishaften Hintergrund der Lyrik aufdeckt. Wir wollen hoffen, daß auch das handschriftlich vorliegende große zusammenfassende Werk des Verfassers über die neue siebenbürgisch-ungarische Literatur bald veröffentlicht wird.

EUROPICA VARIETAS. *Die Reisebeschreibung von Martin Szepsi Csombor*. Neu herausgegeben von *Ladislav Szerelemi*. Lepage-Verlag, Kolozsvár, 1943. 206 S.

Ein Neudruck der ersten ungarischen Reisebeschreibung in Buchform, die 1620 unter folgendem, dem damaligen Geschmack entsprechenden barocken Titel erschien: »Europica Varietas, oder kurze Beschreibung der verschiedenen Begebenheiten, die Martin Szepsi Csombor auf seinen Irrfahrten durch Polen, Masurien, Preußen, Dänemark, Friesland, Holland, Zeland, England, Gallien, Deutschland und Böhmen sowie auf den Seen Preußens, Pommerns, Schwedens, Norwegens, Frieslands, Zelands und Britanniens gesehen und gehört hat, die allen Lesern nicht nur zum Vergnügen, sondern auch zu vielfachem Nutzen gereichen wird.« Von den deutschen Städten werden in dem Buch vor allem Thorn, Graudenz, Danzig, Elbing, Marienburg, Landau, Heidelberg und Nürnberg eingehender geschildert. »Mit einem Hemd und einem Gebetbuch« machte sich Verf., Rektor der Schule in Kassa, 1618, an der Schwelle des dreißigjährigen Krieges auf den Weg, beobachtete alles scharf und schrieb das Gesehene in einer kernigen, kräftigen Volkssprache nieder. Die einzigartige Reisebeschreibung ist zugleich ein

wertvolles Zeugnis der Europaschau des Ungartums, das gewiß auch die Aufmerksamkeit des Auslandes erwecken wird.

GYÖR IM UNGARISCHEN ROMAN UND IN DER NOVELLE (*Győr a magyar regény- és novella-irodalomban*). Von *Friedrich Lám*. Győr, 1942. 49 S.

Friedrich Lám, der verdiente Zipser Dichter und auch den Lesern unserer Zeitschrift wohlbekannte Übersetzer, untersucht in seiner neuesten Arbeit das Bild der Stadt Győr, — in der er mehrere Jahrzehnte tätig war — in der ungarischen Erzählliteratur. In der gründlichen und von sorgfältiger Materialsammlung zeugenden Studie, die als Nr. 22 der Schriftenreihe der Zeitschrift »Győri Szemle« erschien, werden sämtliche literarischen Darstellungen der Stadt Győr eingehend behandelt. Bilder dieser Stadt zeichneten von den ungarischen Schriftstellern vor allem Franz Virághalmi, Paul Magda, Theodor Szerelemhegyi, Franz Donászy, Gereben Vas, Maurus Jókai, Georg Tarczai, Wilhelm Zoltán, Georg Szántó, Josef Hamvas, Ludwig Harsányi, Stefan Domokos, Zoltán Sztinyai, Edmund P. Pál, Ludwig Kassák u. a. m.

BIBLIOGRAFIA ITALIANA DELLA LINGUA E LETTERATURA UNGHERESI. Zusammengestellt von *Ladislav Pálkinkás*. Istituto di Cultura Ungherese per l'Italia. Roma, 1943. 64 S.

Der Lektor für ungarische Sprache an der Universität Florenz und gewesene Sekretär der Zeitschrift »Corvina«, stellt in dieser Veröffentlichung das Ergebnis seiner mühevollen Arbeit von mehreren Jahren zusammen. Seitdem 1855 »Der Dorfnotar«, ein Roman von Josef Eötvös, in italienischer Sprache erschien, erscheinen ununterbrochen Werke ungarischer Autoren in italienischer Übertragung. Immer wieder wurden Romane und andere Dichtungen von Jókai, Arany, Mikszáth, Herczeg, Ambrus, Gárdonyi, Kosztolányi, Móricz, Szabó u. a. m. ins Italienische übersetzt. Neben den Übersetzungen findet der Leser aber auch das Verzeichnis der für das italienische Publikum herausgegebenen ungarischen Sprachlehren, Wörterbücher, Literaturgeschichten und anderer Werke. Dringend erwünscht wäre die Herausgabe einer Bibliographie dieser Art auch der deutschen Übersetzungen.

INHALT DES AUGUSTHEFTES 1943.

DAS UNGARTUM DES TIEFLANDES IM 18. JAHRHUNDERT. Von <i>Stefan Szabó</i>	369
DER NATIONALE GEDANKE UND DIE UNGARISCHE SCHULE. Von <i>Josef Willer</i>	376
EIN UNZEITGEMÄSSER POLITIKER, IWAN VON SIMONYI. Von <i>vitéz Ladislaus von Ruttkay</i>	383
DIE MUSIKGESELLSCHAFT IM KOMITAT VESZPRÉM (1823— 1832). Von <i>Franz Brodszky</i>	390
PREMIERE. Von <i>Alexander Márai</i>	395
DIE KAVALIERE. Roman von <i>Koloman Mikszáth</i>	398
DORFELEGIE. Gedicht von <i>Ludwig Áprily</i> , übersetzt von Árpád Guillaume	409
BÜCHERSCHAU	413

MITARBEITER DIESES HEFTES:

Dr. *Stefan Szabó*, Privatdozent an der Kön. Ung. Peter Pázmány-Uni-
versität in Budapest.

Dr. habil. *Josef Willer*, Privatdozent an der Universität Berlin.

Dr. *vitéz Ladislaus von Ruttkay*, Richter an der Kön. Ung. Gerichtstafel
in Budapest.

Franz Brodszky, Musikhistoriker.

UNSERE DICHTER:

Koloman Mikszáth (1849—1910), Romanschriftsteller, dessen Werke
zum Teil auch in deutscher Sprache zugänglich sind.

Alexander Márai, Erzähler und Dramatiker, dessen Werke zum Teil auch
in deutscher Sprache zugänglich sind.

Ludwig Áprily, siebenbürgisch-ungarischer Lyriker.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: Béla Pukánszky.

434608. — Athenæum, Budapest. — Verantwortlich: Direktor Anton Kárpáti.

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von kön. ung. Oberregierungsrat Generalsekretär Prof. *Alexander v. Kibédi Varga* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschland und Ungarn fördernd und vertiefend mitwirken. Preis je P 1.—

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE :

1. *Darré, R. W.* : A Német Birodalom és a délkelet-európai államok együttműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet).
2. *Von Cochenhausen, F.* : Német katonai szellem a múltban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart).
3. *Spranger, E.* : Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander).
4. *Hóman, B.* : Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft).
5. *Günther, H. R. G.* : A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese).
6. *Freisler, R.* : Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa).
7. *Störlin, K.* : Lakásügy, városépítés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung).
8. *Von Tschammer und Osten* : Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden).
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf* : Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung).
10. *Storm, E.* : Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft).
11. *Pukánszky, B.* : Mozart.
12. *Hofmann, Fr.* : A széntől a műgumiig (Von der Kohle zum Kautschuk).
13. *Paikert, G.* : Ahogy egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht).
14. *Harmjanz, H.* : Közösség és kultúra (Gemeinschaft und Kultur).
15. *Löbner, W.* : A pályaválasztás irányítása és a szakmai nevelés a mai Németországban (Berufsenkung und Berufserziehung im gegenwärtigen Deutschland).
16. *Franz, E.* : U. S. A., Japán, Anglia (U. S. A., Japan, England).
17. *Von Jagow, D.* : A Führer rohamosztága (SA des Führers).
18. *Freyer, H.* : Nagy Frigyes. Történelmi arckép (Friedrich der Große, ein historisches Portrait).
19. *Scheel, A. G.* : A német diákság (Das deutsche Studententum).

SIEBENBÜRGEN — EIN BILDERBUCH

Farbbilder von *Michael Erdödi*, Einleitung von *László Cs. Szabó*

DIE GESCHICHTE SIEBENBÜRGENS

Von Prof. *Jenő Horváth*

SIEBENBÜRGEN IM AUFBAU DER UNGARISCHEN KULTUR

Von Prof. *László Gáldi*

SIEBENBÜRGEN UND SEINE VÖLKER

Herausgegeben von Prof. *Elemér Mályusz*

DAS VOLKWERDEN DER RUMÄNEN

Von Prof. *Ludwig Tamás*

UNGARN IM DONAURAUM

Mit einer Einleitung vom kgl. ung. Ministerpräsidenten *Nikolaus von Kállay*

Herausgegeben von *Stefan Gál*

UNGARISCHES SOLDATENTUM 896—1914

Von *Árpád Markó*

UNGARISCHE SOZIALPOLITIK

Von *Dénes Bikkal*

DAS UNGARISCHE VOLKSLIED

Von *Jenő Petneki*

NEUE RECHTSENTWICKLUNG IN UNGARN

Von *Georg Rác*

DIE KLEINE ENTENTE

Von Prof. *Jenő Horváth*

DIE GRUNDFRAGEN DER STAATLICHEN KARTELLPOLITIK

Von *Nikolaus Laudislaus Tóth*

DEUTSCH-UNGARISCHE BEGEGNUNGEN

Mit einer Einleitung vom kgl. ung. Kultus- und Unterrichtsminister
a. D. *Bálint Hóman*

Herausgegeben von Prof. *Béla Pukánszky*

VERLAG DANUBIA BUDAPEST—LEIPZIG—MILANO